

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:-

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

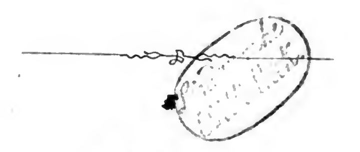
Am Königssee.

Am Königssee.

Novellen

von

Adolf Stern.



Leipzig
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.
1863.

Seinem Freunde

Robert Prölss

in Dresden

zugeeignet.

Inhaltsverzeichniss.

Das Pilgerschiff.





Das Pilgerschiff.

Wer bei hellem heitern Wetter, im lichten Sonnenschein, auf fröhlicher Barke über die dunkelgrüne Fluth des Königssees dem Halbeiland des heiligen Bartholomäus zusteuert, dem mag das felsumgürtete Wogenbecken heiter, leuchtend und lockend dünken. Aber sobald Regenwolken über die Bergketten im Westen herantreiben, von Fels zu Fels ihre grauen Hüllen schlingen, schwer auf die Fluth herabhängen, so erscheint der See unendlich viel öder und düsterer. Das Wasser, dem die goldnen Lichtfunken fehlen, wird schwärzlich, die Steinwände steigen gleichsam noch einmal so schroff und steil empor. Ein stoßweiser Wind scheucht die Wolken im raschen Anprall gegen die Felsen, und treibt die Wellen hochauf. Dann schlägt der Schiffer sein

Ruder kräftiger und rascher in die Fluth, er eilt noch vor dem Sturme eine der wenigen Uferstellen des Sees zu erreichen.

Am heutigen Sommernachmittag nun blieben diese Anzeigen des Sturmes zwar nicht aus, aber sie schienen sich nicht zu bewahrheiten. Während der Morgenstunden hatte sich am Vorwasser des Sees eine Wallfahrt eingefunden, die nach der Fürbitte des heiligen Bartholomäus Begehr trug. Wohl an siebzig Menschen jeden Alters schaarten sich um den weißbärtigen Franciscaner, der in seiner geistlichen Tracht und der ernsten Würde seines Gesichts den natürlichen Führer der Heilsuchenden abgab. Doch ihm sowohl als den drängenden und bittenden Theilnehmern des frommen Zuges weigerten die Schiffer trotzig die Fahrt in den See. Sie zeigten auf die schwarzen fliegenden Wolken auf allen Seiten und sagten, auf ihre alte Erfahrung gestützt, einen schweren Sturm voraus. Die Pilger vermochten weder sich zur Rückkehr zu entschließen, noch die Schiffer zu zwingen. Sie lagerten sich am Ufer, die meisten von stundenlanger Wanderung durch drückende Sommerhitze aufs Aeußerste erschöpft. Ihre Gruppen boten einen bunten Anblick: die spitzen schwarzen Hüte, braune und blaue Joppen der Männer, die rothen Röcke der Frauen und Mädchen, Federn, Glasschnüre, silberne Ketten und anderer landüblicher Schmuck zeigten, daß sich einige Gemeinden zur gemeinsamen Wallfahrt zusammengefunden hatten. Die Ernte stand bevor, die steinigen Felder verhießen so reichen Segen, als dies Bergland jemals gewährt. Aber

vom Pinzgau herüber und aus dem Salzburgischen war jeden Tag von schwerem Unheil, von Hagelschlägen und Wolkenbrüchen zu hören. Kein Wunder, wenn Allen die Fürbitte zum Landesheiligen wohlangebracht schien, und wenn sie jetzt mißmuthig, ja zornig auf die Schiffer sahen, die ihnen ihre ungefährdete Ernte nicht gönnen wollten. Dazwischen rollte und grollte es in den Bergen; je näher der Donner kam, um so finsterer wurde die Stimmung der Wallfahrer. Die Schiffer aber lächelten, wie Menschen immer lächeln werden, sobald sie Recht behalten, und einer konnte sich nicht versagen, dem Franciscaner zuzurufen:

„Hochwürdiger Vater, das Wetter wird keine Viertelstunde mehr verziehen. Wenn Ihr Eure Seelen nicht ins Trockne führt, so kann es zu spät werden.“

Der Mönch begann einigen der Nächststehenden zuzureden, die Wallfahrt für diesen Tag aufzugeben. Er stieß überall auf Widerstand und rief zuletzt mit Eifer:

„Wenn die Fürbitte den armen Seelen Eurer Väter oder Euren eignen gelten sollte, würdet Ihr minder eifrig sein! Nun es aber die Garben sind, für welche Ihr wallfahrtet, wollt Ihr Zwang üben!“

„Nicht Alle kommen wegen ihrer Felder, mein Vater,“ sagte ein junges Mädchen von vielleicht zwanzig Jahren, welche in nächster Nähe des Paters saß und zu deren Füßen ein ältlicher Bauer von kraftvoller Gestalt, aber mit hageren, kummergefalteten Zügen sich gelagert hatte. Der Alte lehnte sein Haupt an die Knie des sitzenden Mädchens, ihre Hand strich von Zeit zu Zeit über sein

weißes, schweißfeuchtes Haar. Er versuchte jetzt den Ausspruch seiner Tochter, denn dies mußte sie sein, durch einige gemurmelte Worte zu bestätigen, konnte sich aber im plötzlichen Getümmel nicht mehr verständlich machen. Denn das lang erwartete Wetter brauste nun eben über den Hügel, auf dem die Menge gelagert war. Die Blitze schlugen dicht vor ihr nieder, einige Minuten herniederrauschenden Regens trieben jetzt auch die Hartnäckigsten, eine Zuflucht zu suchen. Einzelne eilten nach den wenigen Häusern am Ufer des Sees, andere zur Mühle thalaufwärts, die Unentschlossenen drängten sich unter der großen breitkronigen Linde, welche auf dem Hügel stand, zusammen. Nur der Alte mit dem jungen Mädchen blieb auf der Stelle, wo er sich zuerst niedergelassen hatte; er und seine Tochter ließen geduldig und fast ohne Bewegung den Regen über sich strömen. Aus der Gruppe, die den Stamm des alten Baumes umgab, sprang ein Bursch hervor, der wenig älter als das Mädchen sein mochte und unverwandt auf die regungslos im Wetter Ausharrende hinblickte. Das Mädchen nahm ihn nicht wahr, denn sie beugte sich eben zu ihrem Vater herab, um ihm ein Tuch über den Kopf zu breiten. Als der junge Mann ihre Sorgfalt bemerkte, vermochte er sich nicht länger zurückzuhalten, kam mit einigen raschen Schritten zu dem seltsamen Paare heran, und während er über den Alten mit gezwungener Absichtlichkeit hinwegsah, schaute er dem Mädchen um so theilnehmender in das frischblühende Gesicht. Er brachte sie jedoch nicht dazu, ihre Aufmerksamkeit von dem Greise wegzuwen-

den. Erst beim Klange seiner Stimme erhob sie das Haupt ein wenig.

„Marie,“ sagte er, „willst Du in dem Wetter keinen Schutz suchen? Unter der Linde ist noch Raum, Du bietest Dich ja dem Regen frei dar, wenn Du hier sitzen bleibst.“

„Laß mich!“ entgegnete das Mädchen trotzig. „Wüßte nicht, womit ich's verdient hätte, daß Du Dich um mich bekümmerst.“

„Wüßt' es selbst nicht!“ gab der Bursch mit einem merklich finster werdenden Gesicht zurück. „Wenn Du nicht hören magst, was ich Dir freundlich anbot, so will ich nun dran denken, in wessen Gesellschaft Du kommen müßtest.“

„Ich komme nicht, sei ohne Sorge, hochmüthiger, liebloser Franzl,“ rief das Mädchen. „Was suchst Du mich auf, wenn Du nichts reden willst, als was meinen Vater kränkt.“

Der junge Mann schien ein Wort zu seiner Vertheidigung sagen zu wollen. Aber dasselbe erstarb ihm auf der Lippe; der Bewegung Mariens folgend, die sich wiederum zu dem Haupte ihres Vaters neigte, nahm er jetzt den Alten wahr. Ein häßlicher Zug von Erbitterung und Widerwillen, ja von Abscheu entstellte in diesem Augenblicke das Gesicht des jungen Franz. Und doch blieb er wie festgewurzelt, den Regen vergessend, noch immer stehen.

Da öffnete sich der Kreis, den eine Anzahl der Wallfahrer um die Linde bildete, und die Gestalt einer hageren

Frau, mit strengen Mienen, deren verhaltene Erregung ihren feierlich langsamen Schritt nicht beschleunigte, kam auf den jungen Mann zu. Die Frau trug nichts Anderes, als die Kleidung der übrigen Bäuerinnen, es mußten also nur die Züge ihres Gesichtes, die tiefliegenden dunkeln Augen sein, welche der ganzen Erscheinung etwas ungewöhnlich Finsteres und Starres verliehen. Franz bemerkte ihr Näherkommen nicht, die um den Baum Versammelten aber sahen ihr in höchster Spannung nach, ja Einige verließen selbst den dürftigen Schutz vor dem Wetter und suchten wie zufällig der Gruppe näher zu kommen, vor der die Frau jetzt stand. Schwer und knöchern legten sich ihre beiden Hände auf die Schultern des jungen Mannes, und mit eintöniger, harter Stimme, so daß es ringsum vernommen werden konnte, sagte sie:

„Was thust Du hier, Franz? Ist das Deine Stelle? Es steht geschrieben: Du sollst Vater und Mutter ehren, — meinst Du, daß das Gebot nur für die Lebenden gegeben sei, und Du die Todten vergessen darfst? Mit Allen sollst Du reden, bei Jedem sollst Du stehen, nur bei diesem Manne nicht! Und wer sich zu ihm gesellt, der wird mit getroffen vom Fluch, der auf ihm ruht, denn die Sünden der Väter strafen sich bis ins vierte Glied!“

Der junge Mann war schon nach den ersten Worten der Alten zurückgetreten, das Mädchen umschlang laut weinend den Nacken ihres Vaters, welcher die ersten Ausrufe der Frau wie ungesprochen an sich vorübergehen

ließ. Franz fand doch und mitten in seiner Bestürzung abwehrende Worte: „Ahne,“ rief er, „was getraut Ihr Euch? Haben nicht alle Gerichte und Hochgelehrten den Haslibauern freigesprochen vom Mord an meinem Vater? Könnt Ihr nicht belangt werden um Eurer Rede willen!“

Ehe die Alte ihm etwas erwidern konnte, war jetzt auch der Vater des Mädchens vom nassen Grase emporgesprungen. Er stellte sich der Frau gegenüber, straff und entschlossen, das Auge zornleuchtend, die Lippen blutleer und in Erbitterung zuckend. Mit einer gewaltigen Kraft der Stimme rief er sie an:

„Laß mich nimmer wieder hören, was Du eben hier gesagt hast. Deinen Franzl ruf ab, soviel und wohin Du willst, mir gilt der Bub' keinen Kreuzer. Aber wenn noch einmal das Altbasengeschwätz aus Deinem Munde kommt, wenn Du noch Einem sagst, daß der Haslibauer Deinen Sohn erschlagen, so sollst Du erfahren, wie Wasser und Brod im Thurme schmecken. Ich hab' sie Deiner bösen Zunge willen sieben Monate gekostet, — sieh zu, daß Du Deine Füße unter Deinem eigenen Tische behältst.“

„Und wenn Du sorgst, daß ich sie nicht da behalte,“ antwortete die greise Bäuerin trotzig, „wenn ich gleich für den ganzen Rest auf Erden hartes Brod im Thurme kauen müßte, ließ ich mir dann nehmen, was ich glaube? Haslibauer, meine alten Augen sind scharf geblieben, und daß Du nicht für Deine Felder wallfahrtest, weiß ich auch! Sieh Dein Kind an, sie kann noch nicht recht

lügen, und sie wird wissen, warum Ihr Euch heut' an den Pater Aloys geschlossen habt."

Wirklich war Marie über und über erglüht. Ihr Vater hatte ohne Bewegung die Antwort der alten Frau gehört, welche Franz, der Enkel, vergeblich nach der schützenden Linde zurückzuziehen versuchte. Der Hasli-bauer warf einen halb wehmüthigen, halb verächtlichen Blick auf die starrsinnige Frau und sagte dann, gedämpfter als vorher:

„Du bist von Sinnen und weißt nimmer, was Du sprichst. Warum ich wallfahrte, Steinbäuerin? Hast Du in Deinem Herzen keine Sünde, die zu sühnen ist, betest Du nur für Dein Korn und Deine Hirsen? — Und wenn Du eine hast, meinst Du nicht, daß Einer zum heiligen Bartholomäus wallfahrten kann, ohne daß er zuvor den Blutsfreund auf der Landstraße erschlagen hat."

Selbst der Trotz der alten Steinbäuerin wurde bei diesen ernsten, mit verhaltenem Schmerz gesprochenen Worten unsicher. Franz suchte hinter dem Rücken seiner Ahne dem traurig vor sich niederblickenden Mädchen ein Zeichen zu geben und ihr den Antheil zu verrathen, den er an den Worten ihres Vaters nahm. Aber in diesem Augenblick, wo die alte Frau vergebens nach einer neuen Antwort suchte, kam ihr aus den umherstehenden Männern einer zu Hülfe. Eine Gestalt, dem Haslibauer ähnlich an Größe und Kraft, nur noch breitschultriger, kräftiger, weil jünger, mit einem harten, entschlossenen Gesicht. Breit, beinahe drohend stellte er sich demselben

entgegen, ängstlich hielt Marie ihren Vater fest, dessen bleiche Wangen sich rötheten.

„Laßt das Geschwätz, Steinbäuerin!“ rief der Mann, aber mehr zum Haslibauer, als zu der alten Frau mit ihrem Enkel gewendet. „Die Gerichte in Bertelsgaden und München haben den Lenhard freigesprochen, dreimal für einmal, und sie werden ja wissen, warum sie's gethan. Wir begehren nichts mehr von ihm, als daß er uns in Frieden läßt. Denn bis wir erfahren, warum er an jenem Abend, da der Steinbauer erschlagen ward, im Gewitter bei der Uhlmühle gesehen worden ist, bis er uns sagt, warum er in jener Nacht verstört heimgekommen, wie seine Knechte vor dem Landrichter ausgesagt haben, so lange führt unsere Straße rechts und die des Haslibauern links!“

Marie brach in lautes Weinen aus. Franz, welcher ihren Schmerz nicht zu sehen vermochte, zog seine Ahne gewaltsam von der Gruppe hinweg. Sie rief noch: „Recht, Seppi, so meint' ich's und so will ich's immerdar meinen!“ — aber sie sah nicht mehr, wie sich der Vater Mariens plötzlich wieder erhob, seine Faust ballte, einige unarticulirte Laute ausstieß, als kämpfte er gewaltig mit sich selbst, und dann mit einem Blick, unter dem der entschlossene Seppi vom Bühl unmerklich erbebte, sprach:

„Es geht Mancher am Abend auf einsamen Straßen mit schlimmen Gedanken in der Brust. Unser Herrgott und die Heiligen wissen, wer umkehrt; sie wissen auch, wer weiter eilt und sich nicht warnen und halten läßt!

Ich wollte lieber siebenmal sieben Monde im Thurme schmachten, Haus und Hof und den Hals dazu verlieren, als in den Schuhen dessen stehen, der den Steinbauern wirklich erschlagen hat!“

„Da geb' ich Euch Recht,“ rief Seppi vom Bühl höhnisch. „Doch weiß ich gewiß und keiner von den Männern hier herum wird darwider reden: wenn wir noch unser altes Landrecht gehabt und selbst zu Gericht gesessen hätten, der Mord des Steinbauern schrie nicht mehr ungesühnt zum Himmel.“

„Du hättest zu Recht sitzen wollen — Du, Seppi?!“ schrie der Haslibauer mit plötzlicher Wildheit auf.

„Wenn das alte Recht noch stünde, so würde der Bauer vom Bühl nicht fehlen!“ sagte der Angerufene.

„Es ist gut, daß es nicht mehr steht,“ mischte sich hier Pater Aloys, der Franciscaner, der vom Baume herankam, in die wilden Gegenreden. „Ihr seid nicht Herzenskündiger noch Richter, Einer, der über Euch Allen, weiß allein, was geschehen ist. Und mit Herzen voll blutigen Grolls, voll Zwists und grausamen Argwohns kommt Ihr zur Wallfahrt? Das Wetter hat nachgelassen, der See liegt still, — wie ist's nun, wollt Ihr jetzt noch nach Bartholmä?“ —

„Warum nicht, Ehrwürden!“ riefen ein halbes Dutzend Stimmen zugleich. Im Augenblick, wo das Gewitter grollend nach Süden über die Berge zog, wo hier auf dem Hügel der finstre und seltsame Streit endete, besannen sich die Meisten erst wieder, warum sie hier standen. Beim Herabblicken vom Hügel nahmen

sie wahr, daß die zu den Häusern geflüchteten Theilnehmer der Wallfahrt schon die Schiffer zum Rüsten des Fahrzeugs antrieben. Besorgt sahen einige derselben noch immer auf den See und zum Himmel. Aber es war sicher: das Wetter verzog sich, einzelne blaue Streifen wurden sichtbar, die Sonne blitzte zwischen dem Gewölk hervor, die Wallfahrt konnte stattfinden. Ihr Fahnenträger mit dem Bilde des heiligen Bartholomäus stand drunten am Schiff und bald sammelten sich die zerstreut Gewesenen um ihn.

Nur zwei Gruppen unter den Vielen, welche sich jetzt nach vorwärts bewegten, schienen noch an Anderes zu denken, als das fromme Werk und die Fürbitte für die Ernte. Franz mit seiner greisen Großmutter, die er sorglich den Hügel herabführte, jedoch bitter und beinahe überlaut schalt, blickte fortwährend nach dem Haslibauern und seiner Tochter zurück. Diese aber nahm ihn nicht wahr. Denn sobald ihr Vater den Joseph vom Bühl aus den Augen verloren hatte, wich die Anspannung von ihm und er zeigte sich wieder wie erst, als einen gebeugten, vom Gram verdüsterten Alten. Mit der zartesten Liebe suchte Marie sich zwischen ihn und einzelne Frauen zu bringen, welche dem schwerbeschuldigten Vater voller Haß nachsahen. Mit rührender Aengstlichkeit leitete sie ihn rasch an den Gruppen vorüber, aus denen kränkende Worte ihnen nachtönten. Sie strebte dem Franciscaner zu, den sie als milden, theilnehmenden Mann kannte. Und indem sie den Arm um die sonst kräftige und jetzt so gebeugte Gestalt ihres

Vaters legte, ihn von Zeit zu Zeit liebevoll anlächelte, hätte ihr Anblick allein hinreichen sollen, die erregte und an bösen Erinnerungen haftende Menge zu versöhnen. Wenigstens empfand Pater Aloys etwas derart. Die Wallfahrer stiegen eilig in das Schiff, sie drängten sich auf den Bänken, lagerten sich am Boden und versicherten sich jedes Platzes, so daß für den Haslibauer und sein schönes Kind kein Raum zu bleiben schien. Die Schiffer allerdings ließen die Beiden, nachdem Marie sie bittend angesehen, in das große unbehülfliche Fahrzeug steigen. Aber Niemand wich zurück oder räumte auch nur die kleinste Stelle. Im Hintergrund des Schiffes erhob sich Franz, die harte Hand seiner Ahne zog ihn wieder auf den Sitz zurück. Der Mönch mußte hülfreich sein; vor ihm gaben die Trotzigsten Raum, er aber winkte, sobald er sich niedergesetzt, den Alten und Marie auf seine Bank. Und als sich im Grunde des Schiffes und von allen Seiten zürnende Stimmen vernehmen ließen, als der Sepp vom Berge grollte: „wir hätten ihn nicht mitziehen, nicht ins Schiff steigen lassen sollen," erhob Pater Aloys sich zu einem der alten Wallfahrtsgesänge, in den dann Alle einstimmten.

Vierundzwanzig Schiffer trieben mit schwerem Ruderschlag das überfüllte Fahrzeug vorwärts. An den Felsen vorüber bis in die Mitte des Sees klang das Lied der Menge, die mit einem Male nun andächtig geworden schien. Drei Menschen allein sangen nicht mit, der Haslibauer, dessen Haupt auf der Schulter seiner Tochter ruhte, das junge Mädchen, welches ihren Vater jetzt

gegen die Sonnenstrahlen wie vorhin gegen das Wetter zu schützen suchte, und Franz vom Stein, der trotz aller Zornblicke der Aeltermutter mit den Augen immer aufs Neue Marie suchte. Auch der Schiffer am Steuer hielt plötzlich und mitten im Lied inne, und sah prüfend und unzufrieden kopfschüttelnd nach den hohen Hörnern des Stuhlgebirgs im Hintergrunde des Sees.

Es war jetzt zwei Uhr Nachmittags. Das Unwetter hörte man nur noch von fern grollen, der Regen hatte völlig aufgehört, über den Watzmann war frischer Schnee gefallen, die Sonne trat einen Augenblick hervor. Das Gewölk hing gekräuselt und ineinandergerollt über den Bergen, die Felsspitzen verhüllte noch grauer Nebel, aber die Waldstreifen darunter waren goldig beleuchtet. Aus den Büschen stiegen dicke gelbliche dampfähnliche Dünste. Und mitten im frommen Lied fand ein Wallfahrer Zeit, dem Anderen zuzuraunen: „Der heilige Barthel merkt, daß wir ihm nahen. Alle Zeichen deuten auf gutes Wetter!“

Der Schiffer am Steuer sah zu solcher Zuversicht ingrimmig drein. Aber er sagte nichts und beobachtete nur immerzu die mächtige Wolke, die von den Hörnern im Westen nicht mehr weichen wollte. Das Lied ging zu Ende, die gehobene Stimmung machte einer anderen, bei den Meisten einer lustig schwatzhaften Platz, in welcher der Haslibauer und seine Tochter ganz unbeobachtet blieben. Niemand von den Umsitzenden hörte auf die Worte, mit denen jetzt der Franciscaner dem Alten eifrig zusprach, und auf dessen Erwiederungen.

Franz aber, welcher wohl Lust gehabt hätte, näher zu kommen, durfte jetzt nicht aus den Augen seiner Ahne und der Gruppe von Männern und Frauen, welche sich um diese versammelt hatten. Mit halb zerdrückten Thränen im Auge fuhr er gegen die Vorwürfe, die ihm ringsum gemacht wurden, auf:

„Und wenn Ihr mich gleich hier in den See stürzt — ich kann nicht anders, ich lieb die Marie einmal. Ich glaubs nimmer, daß ihr Vater den meinen erschlagen. Ich müßte mich dann der Sünde schämen, daß ich sie liebe, und jetzt ist mir's nur, als sollt ich dazwischen springen und sie schützen, wenn Ihr sie mit Euren giftigen Reden anfallt. Ihr seid nicht seine Richter, die Herren in München haben ihn freigesprochen und haben doch jedes Aestel und schier die Erde selbst umgewandt, an der Stelle, wo sie mir den Vater erschlugen. Sie müßtens doch entdeckt haben, wenn der Haslibauer Schuld trüge. Ihr habt mir schon den Zorn wider den Alten aufgeredet, aber Ihr sollt mir das Herz zur Marie nicht ausreden. Alle Heiligen, hab ich nicht Unglück genug an dem mit meinem Vater? Ich glaubs nicht, was Ihr schwätzt; ich will die Marie heimführen, so wahr ich der Franz vom Stein bin."

„Frag sie doch selbst, ob sie den Muth hat, Dir in das Haus zu folgen, dessen Herrn ihr Vater erschlug," sagte die alte Steinbäuerin eintönig und starrsinnig wie zuvor.

„Ich will sie fragen, ich werd es!" rief Franz im hellen Zorn. Mißbilligend sahen die Frauen auf ihn,

einige der Männer, welche auch nach Marie hinüberblickten, hielten ihre Bemerkung zurück. Zwei oder drei aber, die aus dem Flecken Reichenhall zur Wallfahrt gekommen waren, gaben vor, von dem Mord am Steinbauern nichts zu wissen. Und so zürnend und halb befehlend der Enkel seiner Großmutter entgegentrat, so ließ sich diese die Gelegenheit nicht entgehen, das schwerste Erlebniß ihres Daseins zu erzählen. Sobald sie begann, verstummten in nächster Nähe einige andere Gespräche und bald bildete sich ein größerer Kreis von Zuhörenden um die Alte. Selbst die Schiffer auf dieser Seite versuchten bei ihrer schweren, eintönigen Arbeit zu lauschen.

„Ihr habt Alle meinen Sohn, den Ulrich zum Stein, gekannt. Der stattlichste Hofwirth wie der reichste war er, als ihm mein Eheherr den Hof am Stein ließ und die vierundzwanzig Jahre daher, wo er auf ihm gewirthschaftet, ist er stattlich geblieben, daß meine Augen immer Freude an ihm hatten. Es werden mehr der Männer hier im Schiffe sein, denen er beigestanden mit Korn und Geld, mit Rath und That. Offnes Haus und offne Hand hat auf meines Sohnes Hof gegolten, daß ich manchmal hätte schelten mögen. Manches tausend Gulden ist weggeliehen worden, ohne Handschrift; mehr als Einer wäre vom Erbgut hinweg vergantet worden, wenn der Ulrich nicht beisprang. Und daß solcher Mann erschlagen werden mußte, hätt' Gott nimmer zulassen sollen! — Es ist jetzt ein Jahr, daß der Ulrich mit einemmale begonnen hat, seine Gelder,

die außen standen, einzuziehen. Er wollte zum Hof am Stein den vom Freiwirth kaufen. So viel er mich wissen ließ von seinen Sachen — viel ist's nicht gewesen, denn stolz und eigenherrisch war er sein Leben lang —, hat es ihm Mühe genug gekostet, die Capitalien beizutreiben. Manch Einer hat geläugnet, ihm schuldig zu sein, und wo der Ulrich die Pfandbriefe und Schuldscheine hinzugebracht hat, haben sie ihn gebeten, doch zu verziehen, — zwei Jahr, drei Jahr — sie könnten das Geld nimmer schaffen. Jeden Tag ist er verdrossen, manch liebes Mal teufelswild heimgekommen. Saure Wege waren ihm nie lieb und jetzt hat er für seine Güte nichts als saure Wege geerntet. Hätten wir aber wissen können, sein Bub' da, der Franz, und ich, wie er zuletzt heimkehren sollte, wir hätten ihn nicht einmal wieder vom Hofe gelassen! Denn einmal und das andere Mal ist er bei Nacht außen geblieben und wir haben nichts Arges gedacht. Und so fragten wir auch nicht sonderlich, als er in der Nacht vor dem heiligen Bartholomäus — im August wird's schier ein Jahr — nicht ans Hofthor klopfte. Es war eine arge Wetternacht, wie den Hof zum Stein wenige getroffen haben. Ihr wißt, wir liegen hoch am Berge, die Almen, auf denen unser Vieh weidet, sind uns näher, als das Wasser im Thal. Und so sind wir vom Wetter bedroht worden, wie nie zuvor. Die Blitze fuhren einer nach dem andern nieder, wahre Mordschläge, bei denen man nicht mehr wissen konnte, ob sie in den Hof oder die Schlucht dicht dabei zischten. Und der Donner war so

wie er am jüngsten Tag sein wird. Ich konnte nicht auf meiner Kammer bleiben und mußte hinab in die Stube zum Franz. Damals dacht ich, daß mich das Wetter nicht ruhen ließ, jetzt weiß ich, es ist ein Warner in meiner Seele gewesen. Aber ich bin hin und her gegangen, und den Ulrich hab' ich in aller Wetterangst schier vergessen. Wie am andern Morgen das Wetter nachläßt, will ich doch wieder hinauf. Da klingen Schläge ans Hofthor, und da der Franz ausschaut, so stehen draußen drei Häuer aus dem Salzwerk in Berchtesgaden. Sie fragen nach dem Steinbauern, und als Franz ihnen sagt, er sei nicht daheim, so rufen sie uns zu: Wir haben ihn gefunden! Gott sei seiner Seele gnädig! Recht wie Raben standen sie in ihren schwarzen Kitteln, während um sie Alles bis auf den Geisbuben schrie und schluchzte. Der Franz und zwei Knechte haben sich zusammengerafft und sind den Häuern ins Thal gefolgt. Und da lag mit blutigem Kopf, mörderisch erschlagen, an den Bach vom Steig hinabgestürzt, mein Ulrich, der Steinbauer. Just auf dem Wege, der vom Haslihof über die Uhlmühl nach unserem Hof führt!"

Die Alte hielt einen Augenblick inne, von der eignen Erregung und der Erinnerung überwältigt. Dann fuhr sie mit leiserer Stimme fort:

„Weit und breit sind dort nur wenige Häuser. Unser Hof und der zum Bühl hängen hoch am Berge, nur die Mühle und der Haslihof liegen im Thal. Aus der Mühle, das hat Pater Anastasius beschworen, der

dort am Abend Schutz vor dem Wetter gesucht hat, ist in selber Nacht keine Menschenseele gegangen. Aber Tritte haben die Herren vom Landgericht gefunden, die im nassen Erdreich, mitten durch das dichte Buschwerk bis nach dem Haslihof geführt haben. Sie meinen freilich, es könnten des Steinbauern, des Ulrich, eigne Füße gewesen sein, — auch sonst haben sich manche Anzeigen ergeben, und der Haslibauer ist eingezogen worden. Daß er dem Ulrich dreitausend Gulden geschuldet, hat er nicht läugnen wollen, sie auch seither gezahlt. — Aber denkt nicht, daß ich ihn deshalb für den Mörder des Ulrich halt! Ich hab gezweifelt und hab widerredet, so lang er im Gewahrsam war. Seit er heimkam und glücklich freigesprochen ward, seitdem glaub ich, daß er und kein Andrer den Mordschlag gethan. Denn er hatte keine Ruhe im Hause und keine zur Arbeit mehr. Er zieht hinter allen Wallfahrten drein und erträgt geduldig, daß ihm die Leute allorts ausweichen, scheu bei Seite treten, wie er nur herankömmt. Er kann Nachts nicht schlafen und wandert dann umher, er zieht den Hut vor jedem Gnadenbild und Ihr Alle wißt, daß der Haslibauer sonst säumig damit gewesen ist. Knechte und Dirnen treten aus seinem Dienst; wenn nicht die Marie noch ein paar mit ihrem freundlichen Lachen hielte, wäre der Haslihof längst öd und leer geworden. So sagt selbst, lieben Nachbarn, ob ich dem Bauer Unrecht thue, wenn ich spreche: die Blutschuld an meinem Ulrich ruht auf ihm. Und Du, Franz, geh hin und frag die Marie, ob sie Dein Weib werden

mag. Wenn noch ein Aederchen in ihr gut ist, muß sie nein und aber nein sagen!“

Franz erwiderte nichts, aber er sah in einer Weise seine Ahne an, daß diese wohl errathen mochte, er sei noch nicht überzeugt. Denn sie schüttelte nur das greise Haupt und deutete gen Himmel, als wolle sie die Sache Gott anheimstellen. Bei dieser Bewegung der alten Steinbäuerin geschah es doch, daß einige der im Schiff Befindlichen über Bartholmä, dem man näher kam, hinweg und nach den Spitzen der Berge am letzten Ende des Sees blickten. Die drohende Wolke dort war riesig gewachsen und zog langsam vorwärts. Und mit einem Male fiel Allen in die Augen, was seither Keiner als der Schiffer am Steuer geachtet hatte. Besorgt sahen die kundigeren Männer über das Wasser, welches glanzlos, dunkel und unruhig bewegt sich nach allen Seiten hin ausbreitete. Aber freilich verschwand die Besorgniß eben so bald wieder. Das Wallfahrerschiff hielt auf das grüne Vorland des heiligen Bartholomäus zu und in weniger als einer Viertelstunde mußte dasselbe erreicht sein.

Der Haslibauer und sein Kind hatten während der Fahrt zuerst stumm neben Pater Aloys gesessen. Dann hatte Marie sich nicht versagen können, mit einem der Schiffer, der ihr zunächst ruderte, ein Gespräch anzuknüpfen. Sie kannte den Mann, der aus ihrem Thal gebürtig war, sie forschte nach seinem Weibe, seinen Kindern. Der Franciscaner aber nahm die Gelegenheit wahr, daß sich Marie für kurze Zeit von ihrem

Vater hinweggewendet hatte. Er rückte dem Alten auf der schmalen Bank einen Schritt näher und sagte dann mit leiser Stimme, aber eindringlich zu ihm:

„Ihr geht, Euer belastetes Herz vor unserm Heiligen auszuschütten, frei zu machen?“

„Frei machen, mein Vater?“ entgegnete der Gefragte. „Meint Ihr, daß es angehe, auch eine Schuld zu beichten, die nicht begangen ward?“

Der Pater ward betroffen, sowohl durch die scheinbar sinnlose Gegenfrage, als durch den schmerzlich bitteren Ausdruck, mit welchem sie gethan ward. Indessen faßte er sich sogleich und sagte:

„Wie könnt Ihr das meinen: eine Sünde beichten, welche nicht begangen ist, Haslibauer?“

„Ich hab' es vielleicht nicht recht gesagt, Pater Aloys,“ gab der Alte zurück. „Ihr habt mich doch nur gefragt, weil Ihr meint, wie die Andern, daß ich bei der Uhlmühl den Steinbauern erschlug?“

„Ich meine nichts!“ antwortete der Franciscaner. „Wenn Ihr Euch schuldlos fühlt zu dieser That, so erhebt auch Euer Haupt wieder, denn ungerechte Anklage bringt keine Schmach. Ich seh aber, daß Euch das Herz schwer belastet ist — so wie Ihr schaut kein Mann aus, der in Ordnung ist mit seinem Gewissen und Herrgott.“

Der Haslibauer erwiderte dem Mönche nichts. Er versank in jenes starre Hinbrüten, mit dem er die Wallfahrt begonnen, und es verging wohl eine Viertelstunde,

ehe er ganz zusammenhangslos und doch mit Bezug auf seine vorigen Worte raunte:

„Ja, was meint Ihr, mein Vater, — kann Gott wollen, daß wir für eine Sünde büßen, die unser Herz begangen hat, von der aber unsere Hände rein geblieben sind?"

Jetzt erschrak Pater Aloys. Er sah prüfend in das Gesicht des Alten, als fürchtete er den Mienen des Irrsinns zu begegnen. Doch so düster und trüb das Gesicht blieb, es konnte kein Zweifel sein, daß der Bauer seine Worte mit klarem Bewußtsein gesprochen hatte. Und die nächste Empfindung des ehrlichen Paters war, von dem finsteren Sprecher wieder ein wenig hinwegzurücken. Denn zum ersten Male überkam auch ihn die Furcht, daß die Stimme des Landvolks weit umher wohl Recht haben möge und der Haslibauer vom Tode des Hofherrn am Stein mindestens mehr wisse, als er vor seinen Verhörrichtern eingestanden. Der Alte aber, welcher von der Erregung des theilnehmenden Franciscaners nichts wahrgenommen hatte, fuhr in seiner dunkeln brütenden Art fort:

„Ja wohl, mein Vater, solche Sünde straft sich so schwer, als die wirklich verübte. Meint Ihr nicht auch, daß es Buße genug ist, wenn Einer verschweigt, wenn er das vergräbt wie einen Schatz, was ihn reinigen müßte, so's die Welt schauen könnte?"

Der Pater Aloys zog sich noch weiter zurück. Er war menschenfreundlich und ein wackerer Seelsorger, aber die verworrenen Reden des Alten schienen ihm

frevelnd und von schwerem Schuldbewußtsein hervorgerufen. Hätte die Fahrt länger gewährt, er würde doch vielleicht noch versucht haben, einige Klarheit zu gewinnen. So aber schlug er sein Kreuz und murmelte eine Fürbitte. Marie beendete ihr Gespräch mit dem Schiffer und wandte sich zu ihrem Vater zurück.

Das Pilgerschiff landete in demselben Augenblicke am Ufer von Bartholmä, als aus den gegenüber- und dahinterliegenden Bergschluchten bereits der Donner eines neuen Gewitters rollte. Der Schiffer am Steuer rief laut: „Wir bekommen doch heut' noch Sturm!“ — Die Anderen widersprachen. Die Wallfahrer aber dachten jetzt nur des Heiligen und ihrer Ernte, erklimmten eilig den Strand, sammelten sich dort um die Processionsfahne und schickten sich an, nach der alten Kirche zu ziehen, die wenige Schritte von ihnen stand.

Während des bunten Getümmels der Auslandung hatte Franz am Stein seiner Ahne aus dem Schiff und zu einem guten Platz am Ufer geholfen, war aber dann am Bord zurückgeblieben. Ehrfurchtsvoll stützte er den Pater Franciscaner, als dieser ans Land stieg. Und geschickt genug wußte er, als gleich darauf der Haslibauer und seine Tochter an ihn heranschritten, der Letzteren zuzuraunen: „Ich muß mit Dir reden, Marie, nach der Messe — im Schloßflur, wenns nicht anders sein kann!“

Marie erröthete und zitterte. Was Franz in seinem leidenschaftlichen Ungestüm nicht bemerkt hatte, war ihr nicht entgangen, daß nämlich Pater Aloys die Rede des jungen Mannes wohl vernommen hatte und dar-

nach sehr ernst und unzufrieden aussah. Die Spuren des Mißmuths waren noch nicht von seiner Stirn verschwunden, als er wieder an die Spitze der Procession trat und diese endlich zum Kirchlein des heiligen Bartholomäus führte.

Die Pforten schlossen sich hinter der andächtigen Menge, während draußen das Gewitter näher heran und über das Vorland hinzog. Wie vorhin auf den Hügeln am östlichen Strande, ergoß sich jetzt ein rauschender Regen über die Rasenmatten und die laubigen Bäume. Die Schiffer, welche bei ihrem Fahrzeug geblieben waren, blickten besorgt auf den höher gehenden See; der Steurer sagte mit einigem Hohn:

„Wir werden hier nächtigen müssen, wie ich Euch vorausgesagt. Im Wetterloch unter der Schönfeldspitz lauert Sturm für vierundzwanzig Stunden, — wir können gemächlich hier aushungern.“

„Die Pilger müssen so etwas gemerkt haben,“ lachte ein anderer Schiffer. „Manche führen Hocken und Bündel mit guten Dingen bei sich, sie werden uns mittheilen müssen.“

Ehe aber noch drinnen die Wallfahrtsandacht zu Ende ging, schienen die Schiffer zum zweiten Male Lügen gestraft zu werden. Denn mit einigen kurzen Donnerschlägen ging das Wetter zu Ende, zog wieder über die Berge am Süden. Jetzt schüttelten auch die Schiffer über die unzuverlässigen Launen des Himmels den Kopf. Der Steurer blieb trotzig bei seiner Meinung und sagte noch zuletzt: „Wir wollen am Abend sehen!“

Die Wallfahrer kamen aus der Kirche und begannen sich über das Vorland zu zerstreuen. Die Fürbitte war vorüber, bei Allen stellte sich die Zuversicht ein, daß der Heilige ihre Felder bewahren werde. In so fröhlicher Hoffnung und trotz des grauen Himmels und der regenkalten feuchten Luft begannen sich bald laute Gruppen zu bilden. Speise und Trank kam aus den Bündeln der Weiber zum Vorschein, die Männer scherzten mit ihren Dirnen und Pater Aloys, der zwischen der Menge auf und ab ging, hatte seine Augen von vielem abzuwenden, um keine strafenden Worte sprechen zu müssen. Der treffliche Pater war jederzeit nachsichtig gewesen und heut' kümmerten ihn andere Dinge, als der Uebermuth seiner Beichtkinder. Ohne aufzufallen, suchte er mit den Augen Franz vom Stein und Marie. Den ersteren nahm er neben seiner Großmutter, das Mädchen aber in der Nähe jenes Schiffers wahr, mit welchem sie schon auf der Fahrt gesprochen hatte. Nun fiel ihm der Haslibauer ein. Während der Messe hatte er im letzten Winkel des Kirchleins andächtiger als Alle gekniet, hatte unter Thränen gebetet. Als er sich erhob, war dem Pater ein fester, entschlossener Zug im Gesicht des alten Mannes aufgefallen, und jetzt sah er umher, um weiter mit ihm zu sprechen. Aber er erblickte ihn nirgend und ward zuletzt beinahe ängstlich. Denn obschon ein von Allen Gemiedener leicht die Neigung haben konnte, sich den Augen Anderer zu entziehen, so war es doch beinahe nie erhört, daß sein Kind nicht neben ihm gesehen ward.

Der Haslibauer aber war in dem Augenblicke, als er nach Allen aus der Kirche trat, auf Joseph vom Bühl gestoßen. Beim Anblick dieses Mannes färbte sich sein bleiches Gesicht dunkelroth, und der Sepp konnte unschwer erkennen, daß er es war, der in dem Alten diese Wallung hervorrief. Er wollte vorüber, aber der Haslibauer stellte sich dicht vor ihn, that einige Schritte vorwärts und zwang damit den Hofherrn vom Bühl, um den Eckstein der Kirche zu weichen. Mit kräftigem Schritt trat der Haslibauer ihm nach und zwischen einem Winkel von Mauern, nach dem See hin offen, standen sich die beiden Männer gegenüber.

„Glaubst Du auch, Sepp, daß meine Hand den Ulrich am Stein schlug?“ frug der Haslibauer, das Du mit schwerem Nachdruck betonend.

„Verlangts Dich, das noch vielmal zu hören? Ich glaubs und werd es immerdar glauben!“ sagte Sepp vom Bühl höhnisch.

„Es geht die Rede,“ versetzte der Haslibauer zögernd, ja mit lauerndem Ausdruck, „daß auch Du dem Steinbauern fünftausend Gulden schuldig gewesen bist.“

War es der Ton des Alten, war es Zorn oder Furcht, der vom Bühl wurde blaß und rief heftig:

„Hab ich mit Dir über mein Wesen und Geld zu reden? Wenn ich dem Ulrich geschuldet, so hab ich ihm ehrlich heimgezahlt. Was willst Du mit Deiner Rede sagen? Laß mir Raum, ich mag nichts mit Dir zu schaffen haben, bis Du ehrlich bist.“

„Es giebt Leute, die Dich in selbiger Nacht, wo

ich den Ulrich erschlagen haben soll, auf dem Pfad vom Bühl nach der Mühle gesehen haben wollen.“

Einen Augenblick, aber auch nur einen, zögerte der Bauer vom Bühl mit seiner Antwort. Er maaß den Gegner und sagte dann:

„Ich werd Euch zwingen, vor dem Richter zu sagen, wer solch Geschwätz aufgebracht hat. Ihr könnt nichts davon wissen, da Ihr selbst keinen Menschen auf der Straße gesehen habt. So stehts in Euren Verhören geschrieben. Aber wenn Euch Einer berichtet, daß er mich in jener Nacht gesehen, den faßt, den haltet fest — er wird mehr vom Mord wissen, als ich und Ihr!“

Sepp vom Bühl drängte den Haslibauer zur Seite und schritt wieder nach dem Platze vor der Kirche. Er trat fest und beinahe dröhnend auf, aber ganz so sicher, als zuvor, war sein Gang doch nicht. In sich hinein zürnte er:

„Ich hätte klüger sein, hätte gegen ihn zeugen sollen, dann läg der alte Narr jetzt stumm.“ —

Der Haslibauer blieb wie betäubt stehen. Er rang, von Anderen ungesehen, die Hände und rief:

„So soll es auf mir bleiben und ich durchs ganze Leben den Fluch schleppen, ihn meinem armen Kinde hinterlassen. Gott straft den Vorsatz wie die That! Und weiß ich denn,“ fuhr er dumpfer und zusammenschauernd fort, „weiß ich denn, ob er nicht auch nur den Vorsatz gehabt hat, und wieder heimgekehrt ist?“ —

Schwerfällig, so verdüstert und zusammengebrochen wie vorher, wankte er jetzt am See dahin, um seine

Tochter zu suchen. Die Schiffer beim Fahrzeug wußten nichts von ihr, unter den Gruppen der Wallfahrer war sie nicht zu sehen. Geduldig setzte sich der Alte beim Schiff nieder, der Steurer war mitleidiger als Andere und wich nicht zurück.

Marie war indessen in das alte Schloß geschlüpft. Sie durcheilte flüchtig und scheu zurücksehend die Halle, in welcher der Kampf des Fischmeisters mit dem letzten Bären des Sees in grellen Farben die Wand zierte. Franz, welcher halb vorgebeugt auf der zweiten Windung der breiten Steintreppe stand, winkte sie heran, und obschon Marie eine abwehrende Bewegung machte, stieg sie doch eilig empor. Sie stand wenige Schritte vor Franz still, hielt die Hand auf die Stelle des Herzens, das vom hastigen Lauf und der innern Erregung klopfte. Der junge Mann zog das Mädchen an sich, sie glitt widerstandslos in seine Arme, als er aber ihre frischen Lippen küßte und seine Hand zärtlich über ihre dunkeln Haarflechten strich, brach sie in plötzliches lautes Weinen aus.

„Wir sollten uns nimmer sehen, Franz,“ schluchzte sie. „Ich hätt nicht kommen sollen, als Du winktest — aber ich habe Dich doch so lieb, zu lieb gehabt!“

„Gehabt?“ fragte der Hofherr am Stein. „Ich denke Du hast mich noch lieb. Und ich seh beim Himmel nicht, warum wir uns um unsre Lieb und unsre Freud bringen lassen sollen. Wenn wir eins sind, wer kann wider uns? Was wollen sie thun, wann uns ihr Hader und Zwist nicht kümmert?“

„Dein Vater — mein Vater!“ erinnerte das Mädchen mit Ueberwindung.

„Bist auch wie meine Ahne, die meint, daß ich auf Erden nie wieder froh werden soll, weil sie mir den Vater erschlagen haben?“ rief Franz. Der Ton seiner Stimme war mehr schmerzlich als zürnend, auch umschloß er Marie noch fester und küßte sie von neuem.

Diesmal jedoch wand sich die Tochter des Haslibauern von ihm los. Sie suchte sich zu fassen und ihre Thränen zu trocknen. Und sie sagte mit einem tiefen Ernst, der auch den leidenschaftlichen Franz ergriff:

„Meinst Du, daß sich so schweres Kreuz, als Dich und mich betroffen, wegblasen läßt wie eine Feder? Haben wirs voraus wissen können, was geschehen wird, als Du zu mir auf die Alm gekommen bist? Hättest Du mich geküßt, wenn Dir damals Einer gesagt hätte, es würde einst heißen der Haslibauer hat den Ulrich am Stein erschlagen?“

Franz kämpfte mit sich, er war betroffen und vom Widerstand des Mädchens gereizt. Endlich sagte er gepreßt:

„Was soll das Alles heißen? Wenn Dein Vater den meinen wirklich erschlagen hätte, dann müßten wir uns zum letzten Mal küssen. Aber das Gered von alten Basen und neidischen Gesellen soll unser Glück zerstören? Dein Vater ist schuldlos, die's allein wissen können, haben ihn freigesprochen — warum weichen wir uns aus?“

Marie wehrte mit beiden Händen den jungen Mann,

welcher sie wieder umfassen wollte, von sich ab. Sie glühte in Schaam und Entrüstung und rief mit zitternder Stimme und neu hervorstürzenden Thränen:

„Franz, liebster Franz, Du sündigst schwer! Diesen Mittag noch hast Du anders gedacht, hast auf meinen Vater mit Widerwillen und rechtem Haß herunter gesehen. Meinst Du, daß ich Dich nicht so gut kenne, als Du Dich selbst? Weil Du mich willst, sagst Du Dir und Andern vor, mein Vater sei schuldlos. Frag Dich doch mal aufs Gewissen, ob Du das sagen möchtest, wenn ich nicht wär!“

Jetzt erblaßte der Gescholtene. Er zwang sich ruhig zu scheinen, aber seine Lippen und die Augen erwiesen das Gegentheil. Er trat Marien, die allmälig zurückgegangen war, wieder näher, ergriff sie am Arm und sagte scharf:

„So glaubst Du auch, Marie, daß Dein Vater Nachts auf den Wegen alten Freunden mit der Mordaxt auflauert?“

„Ich glaub nichts,“ rief Marie, „als daß wir uns nimmer sehen und sprechen dürfen, als bis der Herrgott Licht über diese Sache schickt, bis wir wissen, was geschehen ist und wie es geschah!“

Franz versank in eine Art von Starrheit, in der er nicht bemerkte, daß ihm Marie einige Mal die Hand zum Abschied bot. Zuletzt fuhr er auf, seine Augen leuchteten mehr als zuvor, sein Haupt warf er trotzig zurück und stand vor dem Mädchen mit dem Ausdruck wagender Entschlossenheit. Und laut, aber langsam,

als bedächte er jedes Wort noch im Sprechen und wollte seiner Rede mehr Nachdruck geben, sprach er:

„Es wär furchtbar zu denken, daß die Leute Recht hätten, daß Du ihnen Recht giebst. Mich tritts an wie der eiskalte Tod, wenn ichs überlegen will. Aber Dich Marie kann ich nicht lassen! Bist Du mir so gut, wie Du sein sollst, so geh ich um Deinetwillen und mit Dir aus dem Lande. Im Hof am Stein mag ich ohne Dich nicht wirthen, und über dem großen Wasser drüben wissen sie nichts von uns und unsern Vätern! Komm mit mir — ich will auf den Hof nehmen, was ich nur bekommen mag. Wir können hier nicht sein, aber Gott wird uns drüben weiter helfen! Willst Du mit mir gehn Marie?"

„Nein Franz, ich kann nicht, ich darf nicht!" entgegnete das bestürzte Mädchen. „Du denkst nur an Dich und an mich, an meinen armen, armen Vater mit keinem Gedanken! Ich soll mit Dir davon gehen und ihn hier allein lassen auf dem Hof, unter den feindseligen Nachbarn, unter der schweren Anklage, die auf ihm lastet und ihn vielleicht noch einmal ins Gefängniß bringt. Was wär das für ein Leben, in dem ich nimmer erführ, was aus ihm geworden? Was wär das für ein Glück, wenn ich mir jeden Tag sagen müßte, daß ich ihm im schweren Unglück den Stab genommen. Fahr nicht auf, Franz, sieh mich nicht so von oben herab an. Ich weiß auch, was die Liebe thun darf und thun soll. Säß' mein Vater noch stolz im Haslihof und der Deine im Steinhof und sie wollten

uns trennen, so ging ich ohne einen Kreuzer und ohne Schuh mit Dir von der Alm bis ans Schiff! So aber darf ich kein Wort mehr von Dir hören, — lebwohl, lebwohl und behüt Dich Gott Franz!“

Flüchtig, wie sie gekommen, ohne Umsehen und Zögern sprang Marie die Treppe wieder hinab, durch die Halle und hinaus ins Freie. Sie wäre sicher noch einmal umgekehrt, hätte sie wahrgenommen, wie ihr Abschied auf den jungen Mann einwirkte. Denn Franz in ausbrechender Leidenschaft stampfte mit beiden Füßen auf den Steinboden und sagte ingrimmig zu sich:

„Sie liebt mich nicht mehr, sie hat kein Herz mehr zu mir! Und an dem alten Mörder hängt sie, am Mörder meines Vaters! Ich hätts vergessen können, hätt nie dran denken wollen um ihretwillen. Jetzt aber will ichs nicht ferner vergessen, jetzt will ich dran denken!“

Trotzig wiederholte der Heißblütige, Gekränkte, was er sich vorgesetzt und ging dann denselben Weg, auf dem Marie aus dem Schlosse gelangt war. Die letzte Treppenstufe trat er herab, als ihm Pater Aloys der Franciscaner begegnete. Dieser war von den Wallfahrern aufgehalten worden, und kam jetzt in Eile eine vermeintliche Pflicht zu erfüllen. Er nahm Franz wahr, sah sich nach der Tochter des Haslibauern um und sagte dann mit so viel Milde, als ihm eigen war:

„Mein Sohn ist auf guten Wegen hoff' ich? Wir dürfen nicht vorwitzig Richter sein, aber wir sollen auch nichts thun, was wir bereuen müßten, wenn es Gott gefällt Verborgnes ans Licht zu bringen.“

„Es ist gut, Herr Pater," antwortete der junge Hofherr mit leichter Beugung des Hauptes. „Ich hoffe immerdar daran zu denken und ich will keinen Frieden mehr haben, als bis das Verborgene ans Licht ist."

Pater Aloys wurde durch diese Worte eher in Bestürzung versetzt, als erfreut. Nach allem, was er vorher beobachtet und erlauscht hatte, war er auf andre Entgegnung gefaßt und gerüstet gewesen. Er ließ daher das Gespräch fallen, sobald sein Amtsbruder, der Priester auf Bartholmä, in die Halle trat, ihm seine Gastfreundschaft für diese Nacht anzubieten. Franz am Stein schritt grüßend an beiden geistlichen Herren vorüber und suchte im Getümmel der Wallfahrer, welche sich eben von den Lagerplätzen erhoben, seine Großmutter. Er konnte doch nicht unterlassen auch nach Marien umzusehen. Weder sie noch ihren Vater nahm er wahr, und der Groll, mit dem er aus dem alten Chorherrenschlosse kam, wuchs, indem er dachte, daß sie sich vor ihm verberge.

Der Himmel war seit einer Viertelstunde abermals wolkenbedeckt, dazu wehte ein scharfer Wind aus den Schluchten am Obersee und von den Bergen. Das Wasser lag nicht mehr wie ein dunkler Spiegel, es wogte auf und ab, die Wellen waren bereits schaumgekrönt, jedes Auge konnte über den ganzen See hin grollende unruhige Bewegung wahrnehmen. Die Menge der Wallfahrer, welche bisher der Ruhe gepflegt hatten, begannen jetzt ungeduldig nach der Heimfahrt zu verlangen. Viele standen bereits um das Fahrzeug und

trieben die Schiffer an. Diese stützten sich unschlüssig auf ihre Ruder, hörten halb nach dem Genossen am Steuer, der die Fahrt widerrieth, halb nach den Pilgern, welche sie spottend erinnerten, daß heut schon zweimal ein kurzes Unwetter vorübergegangen sei, und die Fahrt nicht zwei Stunden währe.

Am eifrigsten zeigte sich Joseph vom Bühl, welcher seit der Unterredung mit dem Haslibauer in steter Unruhe zwischen den Wallfahrern verkehrt und zur Heimfahrt angetrieben hatte. Dem Steurer gab er höhnisch zu verstehen, daß er ein schlechter Wetterprophet und wohl nur der Anstrengung müd sei. Aber dieser bedachte sich nicht lang und rief kräftig:

„Ich will Euch sagen, Sepp vom Bühl, wies steht. Beim Wetter und bei den Heiligen, die das Wetter schicken, ist eben jedes Ding möglich. So können wir ruhig heimfahren und Ihr behaltet Recht. Wenn aber die Wetterzeichen, die ein alter Schiffer kennt, was gelten sollen, so sind sie bös, und wenn ich zu rathen hab so bleiben wir.“

Der Rath des Steuermanns mißfiel ersichtlich und ausnahmslos. Das fromme Werk war gethan, der Leib erquickt, was sollte man noch auf Bartholmä? Bald wuchs das Getümmel, und trotz der kurzen heftigen Windstöße, die über das Vorland fuhren, trotz des auf- und abwogenden Sees drängten alle zur Eile. Die Schiffer gaben endlich nach, und der Steurer, um der allgemeinen Mißstimmung gegen sich den Stachel zu nehmen, sagte nur: „Dann seid hurtig mit Aufsteigen!

Noch ist der Sturm nicht heran, wir kommen noch über den See, wenn wir uns sputen!"

Mit wildem Gedräng, welches viel Aufenthalt und kleines Unheil hervorrief, bestiegen die Wallfahrer das Schiff. Jedes suchte so viel als möglich den Platz wieder einzunehmen, den es bei der Herfahrt gehabt hatte. Franz und seine Ahne, sammt den befreundeten Familien, saßen wieder im Vordertheil des Schiffs. Auch der Sepp vom Bühl stand dort, breit und hoch aufgerichtet, aber immerzu über den grollenden See hinschauend und nicht nach dem Hintertheil des Fahrzeugs umblickend. Eine gewisse Unruhe hatte zu viele der Männer, die am Bord standen, erfaßt, als daß die seine sonderlich in die Augen gefallen wäre. Der Haslibauer und seine Tochter waren zuletzt eingestiegen, die Schiffer hatten ihnen Platz gegönnt, weil sie sich nicht drängend und gellend, gleich den Andern, vom Landungsbrete in das Schiff arbeiteten. Marie stand am Rande und stützte oder umschlang wie zuvor den Vater. Derselbe hielt den spitzen schwarzen Hut zwischen beiden Händen und die Windstöße wirrten sein spärliches Haar, der Wogenschaum flog ihm und der Tochter ins Antlitz. Sonst schienen sie diesmal unbelästigt zu bleiben, nachdem das Pilgerschiff einmal vom Lande abgestoßen war. Die Männer schauten nach Bergen und Himmel, einige halfen den Schiffern beim Rudern. Die Weiber maßen bereits ängstlich die kleine Strecke, die zurückgelegt war und die ganze Länge des erregten hochgehenden Sees.

Denn Bartholmä lag kaum im Rücken des Schiffes,

als der Sturm heftiger zu werden begann. Die Schiffer hatten nach alter Gewohnheit dem linken Ufer näher zu kommen versucht, sie wurden aber gezwungen, die Mitte des Sees zu halten. Keine Viertelstunde verging, so klangen aus den dichtgedrängten Truppen der Wallfahrer Ausrufe der Angst, Vorschläge, nach Bartholmä umzukehren. Der Steurer schien beizustimmen, — schon lag die Umkehr nicht mehr in seiner Hand. Als wenn alle Unwetter nur auf den Augenblick geharrt hätten, in dem sich das überfüllte Wallfahrerschiff in der Mitte des Sees finden würde, brauste jetzt der Sturm wilder, heulte und schnaubte zwischen den himmelhohen Felswänden. Mehrere Gewitter zogen über den See, rauschende Regengüsse stürzten herab, der Donner wiederhallte die Schluchten und ward verstärkt durch zahllose Echos der Berge. Zum Schutz vor dem Sturzregen und um den Schiffern Raum zu kräftiger Arbeit zu geben, preßten sich die Wallfahrer immer enger und dichter zusammen. Zum bunten Knäuel verschränkt, nothdürftige Schutzwehre über sich gebreitet, die der Sturm jeden Augenblick herabriß, standen und knieten sie in der Mitte des Schiffs, einige Frauen begannen laut zu beten. Nur der Haslibauer und sein Kind behielten ihren ersten Standort. Und es war wunderbar zu sehen, wie mit jedem Auf- und Niedertauchen des Fahrzeugs die beiden festverschlungenen Gestalten bald in die Wellen zu versinken, bald hoch über den Andern zu stehen schienen.

Kräftig und mit eisernen Fäusten arbeiteten die

Schiffer. Mit kundigem Blick übersahen sie die mit jeder Minute wachsende Gefahr. Die Gewitter fanden keinen Ausweg mehr, die dunkeln, gelb angehauchten Wolken hingen schwer und tief unter den Schneefeldern der Alpen. Blitze schienen das Wasser zu furchen, jeden Augenblick wurden die Augen der Wallfahrer und Schiffsleute geblendet. Aber schlimmer als das Wetter war der Sturm, der die Wogen höher und höher trieb, das Schiff widerstandslos auf dem Wasser dahin schleuderte. Die dunkle Fluth bäumte gegen die Felsen auf, mitten im Kampf mit dem Sturme maßen die Schiffer ängstlich, ob sie den riesigen Wänden des uferlosen Sees zu nahe geschleudert seien. Mit Einsatz aller Kräfte suchten sie sich in der Mitte der tosenden Wellen zu behaupten. Und zwischen die Befehlsworte des Steurers hinein klang erbitterter Streit, ob man Bartholmä oder den Ausgang zum vordern See zu gewinnen suchen sollte, ein Streit, dem dreißig und mehr jammernde, fluchende, drängende Stimmen auf jeder Seite Nachdruck zu geben wußten.

Bis jetzt ahnten nur die Schiffer die ganze Höhe der Gefahr. Zwar waren schon seit der Abfahrt die Gesichter Vieler blaß, Andere beteten in steigender Angst, und durch das Heulen des Sturmes und den Groll des Unwetters wurden quälende Fragen und Rufe, unsinnige Drohungen gegen die Schiffer, wilde Worte der Beherztesten hörbar. Die stärksten Männer, die trotzigsten jungen Burschen, berühmte Raufer und Jäger zeigten sich wie zerbrochen. Am auffallendsten aber war der Sepp vom Bühl, den der Steurer im Auge behielt.

Er starrte bald in den tobenden See, bald in das Menschengewirr des Schiffes. Sein Gesicht war blutleerer als das eines Todten und seine Zähne schlugen gegen einander, wenn er sie nicht gewaltsam zusammenpreßte. Dazu rang er die Hände und schüttelte sich wie im Fieberfrost, Verwünschungen und Flüche schienen über seine zuckenden Lippen zu gehen. Auch Franz am Stein zeigte nichts mehr von dem kecken Muthe, der sonst aus seinen Augen und Zügen blitzte. Aber er suchte mindestens die alte Steinbäuerin, seine Ahne, zu stützen, welche jammernd begann das Unheil seiner unkindlichen Gesinnung und seinem frevelnden Trotze Schuld zu geben. Dicht neben ihm riefen alte Frauen und starke Männer die Worte der Steinbäuerin nach. Nur einer schwieg, wendete seine Augen vom See hinweg und setzte sich entschlossen auf den Boden des Schiffes mit der Geberde des Schlummers. Er ließ sich weder vom Geschrei, noch von den Sturzwellen, die über die Schiffsränder schlugen, mehr stören.

Der junge Franz hatte in dem heulenden, schnaubenden, prasselnden und rollenden Getös gleich Andern die klare Besinnung verloren. Und doch dachte er mitten im Entsetzen an Marien. Das Mädchen war ihm nie schöner erschienen als jetzt, wo sie mit dem Vater fest umschlungen, nicht ohne Furcht, aber gefaßt im wilden Getümmel stand. Sie hielt sich aufrecht, indem sie mit der Hand eine halbgebrochene Segelstange des Fahrzeugs faßte. Und sie raunte dem Haslibauer Worte zu, die dieser nach seinem wechselnden Gesichtsausdruck wohl

verstehen mußte. In der Seele des jungen Mannes aber schürte dieser Anblick, schürten die Gefahr und die Furcht des Todes den Groll und Haß gegen den Alten. Und mehr als einmal überkam es ihn, als solle und müsse er hinzuspringen, Marie von ihm loszureißen, sie selbst in seinen Arm zu nehmen, sie festzuhalten auf Leben und Tod. Im wilden Aufruhr aller Elemente erwachten die wildesten Gedanken, und widerstandslos, wie das Fahrzeug auf- und abgeschleudert dahintrieb, ließ sich Franz von ihnen fassen und erregen.

Toller und lauter schnob der Sturm, in anhaltenden Güssen stürzte der Regen nieder, nur wenige hundert Schritt waren zu übersehen, ringsum schien Alles in Wolken, Wirbel und Schaum verwandelt. Ermattet ließen schon einzelne Schiffer die Ruder sinken, einer schleuderte es mit wildem Fluch in die brausenden, bäumenden Wellen und stieß hervor:

„Machts kurz und ein Ende, der See läßt keinen davon, den er gepackt hat wie uns.“

Verzweiflungsvolles Geschrei und Händeringen der Wallfahrerinnen, auch etlicher Männer folgte diesen Worten. Der Mann am Steuer winkte einen jungen Bauern an die Stelle des matt zusammensinkenden Schiffers und sagte ingrimmig:

„Ich habs euch vorher wissen lassen! Aber wenn uns der Heilige aus diesen Nöthen hilft, so sollst Du Memme keine Feder wieder auf den Hut stecken, ich trete Dir jede herunter!“ —

Marie wendete ihr Gesicht nach dem Sprecher. Mit stockender Stimme frug sie:

„Müssen wir all' im Wasser verderben? Wird das Schiff untergehen?"

„Bet immer Dein letztes Paternoster liebs Dirndl," rief der Schiffer mühsam, und während ihm eine Thräne in die Augen trat. Nach einem neuen Blick auf das Mädchen, das so gefaßt stand, maß er mit wilder Spannung die Ferne zwischen Fahrzeug und Felswand und herrschte die Genossen an noch einmal alle Kräfte aufzubieten. Einige gehorchten, andere ließen die Arme sinken.

Marie aber schmiegte sich dichter an ihren Vater. Sie zitterte und blickte ihm tiefer und tiefer ins Auge, der Haslibauer faßte nach der zerbrochenen Segelstange um nur sein Kind halten zu können. Er murmelte:

„Fürchtest Dich vorm Sterben Marie? Bist noch so jung, — ich wollte ich könnt es für Dich mit thuen. Ich hätte Frieden und Du Freud."

„Bei der barmherzigen Jungfrau, Vater," sagte Marie, während sie heftiger weinte, „ich sterbe gern mit Dir. Hoffst Du Frieden zu finden und die himmlische Gnade? Vater, was wars mit dem Steinbauern, hast Du Deine Hand wider ihn erhoben? Menschen können Dir nichts mehr anhaben, aber nimm die Pein noch von mir, sag, was Du gethan hast. Du warst in jener Nacht auf dem Wege zur Uhlmühl."

„Ich war, ich war!" entgegnete der Alte. „Hör mich mein Kind — ists unser letztes Stündlein, sollst

Du Alles wissen! Ich ging aus dem Haus mit argen Gedanken, wie sie der Böse dem Menschen eingiebt. Ich zog dem Ulrich am Stein nach, der mich gemahnt und getrieben hatte um sein Geld, ich wollt ihn erschlagen. Aber wie ich in die schwüle Nacht trat, begann mir das Herz zu hämmern, und wie der Donner begann, da wurde mein Fuß zag und träg, wie die Blitze dicht vor mir niederschlugen wirrte sich mein Sinn. Und mit einem Male nehme ich den Ulrich auf dem Wege wahr, und im selben Augenblick, wo ich ihn erschaue und nach vorwärts taumle, schlägt dicht hinter mir ein Blitz in den Busch, daß ich meine Gottes Hand zu fühlen, die mich zurück reißt. Und ich stürzte erst auf meine Knie und dann zurück zum Hofe! Gott hat mich den argen Gedanken schwer büßen lassen, aber meine Hand ist rein vom Blute, Marie. Und einer ist in selber Nacht auf selbem Wege gewesen, einer, der in dieser letzten Stund noch trotzt und höhnt."

Der Blick des Haslibauern ward nach dem Joseph vom Bühl gewandt. Marie achtete nicht darauf, sie legte ihr Haupt an die Brust des Vaters, ein lichter Schein war über ihre Züge gegangen, und mitten in Noth und brausendem Wogenlärm jauchzte sie auf:

„Gott sei tausendmal gepriesen! Ich weiß daß mein Vater nicht lügen kann, und jetzt leb und sterb ich auf Deine Unschuld."

Mit wachsendem Zorn hatte während dieser ganzen Zeit Franz, der den Beiden nähergeschleudert, nähergeschoben worden war, ihre innige Umarmung wahr-

genommen. Seine Ahne, dicht neben ihm, sah finster und unheimlich auf den Haslibauer, sie hörte halbe Worte von dem, was er zu seinem Kinde sprach. Und mit einem Male, Allen unerwartet und Alle um sie sammelnd, schrie sie mit gellender Stimme, in der sich Zorn und Todesangst mischten:

„Der Haslibauer hat den Ulrich erschlagen! Den Richtern hat ers geleugnet, dem Pater nicht gebeichtet, jetzt aber bekennt ers seiner Tochter!“

Fast schien's, als sollte der Aufschrei der starren alten Frau in dem Gewirr und dem Sturmheulen verklingen. Man hatte ihr Wort gehört, — man sah neue Wellen über die Schiffsränder schlagen und das Schiff zwischen dem Wogenbraus einer Felswand zugeschleudert. Wen kümmerten vergangene Tage? Aber im selben Augenblick, wo Marie ihre Hand und ihre Stimme erhob, um für die Unschuld des Vaters zu zeugen, erscholl es über die Masse hinweg:

„Gott zürnt uns, weil der Mörder mit uns gewallfahrtet. Werft ihn aus dem Schiff, damit wir errettet werden!“ —

Der dies gesprochen war Joseph vom Bühl. Er konnte sich dabei kaum noch auf wankenden Füßen erhalten, und als der Haslibauer ihn flammenden Auges anblickte, hallte statt weiterer Worte, die er hatte sprechen wollen, nur noch ein mißtöniger Schrei über Bord. Aber in die geängstete, von der Todesfurcht umgarnte Menge fiel das Wort des Hofherrn vom Bühl wie ein zündender Funke. Mit wahnsinnigem Geschrei und unter tod=

kündenden Rufen: „hinaus, hinab über Bord mit dem Mörder!“ ballten sich Knäuel von Angreifern zusammen. Der Mann am Steuer und einer der Schiffer sprangen schützend vor den Haslibauern. Das Schiff trieb jetzt ohne jede Führung und durch das Wüthen des Sturmes schollen Jammerrufe und das Gebrüll der angreifenden Männer. Franz, von seiner Ahne nach vorwärts gerissen, war unter diesen, er hatte sinnlos eines der schweren Ruder erhoben und schwang es gegen den greisen Mann.

Ruhig und fest, so fest sich in diesem wilden Auf- und Abwogen stehen ließ, stand der Haslibauer. Es war als ob er, seit er seinem Kinde das schwere Geheimniß der Augustnacht vertraut, in Frieden sei mit sich und Gott. Nichts mehr von der gebeugten, gebrochnen Haltung, von dem erloschnen Blick, der ihm seit seiner Haft eigen gewesen. Und während es wieder erscholl „hinab, hinaus mit dem Mörder!“ zuckte etwas wie ein Lächeln um seinen Mund.

„Franz, liebster Franz,“ schrie Marie gegen den Heranstürzenden auf, „um Himmelswillen, mein Vater ist unschuldig!“

„Du glaubst es selbst nicht, so wenig als ich!“ klang die rasende Antwort. Und mit Kraft schleuderte Franz den Steurer zur Seite, daß er krachend auf den Schiffsboden stürzte, — hinter ihm drangen die Andern heran, der Sepp vom Bühl war nicht unter ihnen. In diesem Augenblick hob eine Woge das Fahrzeug, donnernd stieß es gegen die linke Felswand, auf die es

zugetrieben war. Neue Wassermassen drangen ein, Rufe „wir sinken, wir sinken!“ wurden gehört. Im nächsten Moment schleuderte der Sturm das Schiff zurück, einige der Angreifer waren gestürzt, nur Franz stand hoch und drohend. Aber Marie hielt seine Knie umfaßt, blickte zu ihm auf und rief abermals: „Mein Vater ist unschuldig — glaub es, glaub es Franz. Ich wußt es bis heut nicht, ich weiß es nun.“ Da schleuderte, vom Blick seines Mädchens bezwungen, Franz sein Ruder in die Wogen und stieß den nächsten seiner Genossen in das Schiff zurück. Umsonst erhob seine Ahne noch einmal ihre Stimme, er hörte jetzt nur die Mariens. Die Angreifer aber riefen wiederum: „Hinab mit dem Mörder, wir verderben um seinetwillen!“ und der wilde Tumult legte sich nicht. Nur Franz stand jetzt vor dem Haslibauern anstatt gegen ihn. Joseph vom Bühl war im Hintergrund des Schiffs fast allein, er sah nicht, was mit dem Haslibauern geschah. Aber seine Knie schlotterten, sein Auge stierte glanzlos und erloschen auf den Boden und mit erlöschender Stimme sprach er vor sich hin: „Wenn wir alle sterben sollen, so mag er voran! Entkommen wir aber, so hab ich Ruhe!“

Marie schützte noch ihren Vater, auf den die Wüthenden eindrangen. Sie konnte nichts als ihren Arm vorhalten, einen und den andern bittend anfassen. Aber doch stand der Haslibauer hinter ihr, nicht hinter dem kräftigen Franz, der umsonst seine Stimme für ihn erhob. Marie wagten selbst die Erbitterten kaum noch anzufassen — von ihrem Vater ließen sie nicht ab. Und

als eben jetzt neue Stöße das Schiff auf- und niederschleuderten, der Sturm noch heftiger und toller zu werden schien, drängten die Unerbittlichen näher, schon hatten zwei den Haslibauer erfaßt, ihn über Bord zu schwingen. Marie klammerte sich mit der letzten Kraft an ihren Vater, „ich laß nicht von ihm, ich will mit ihm sterben,“ rief sie. Da und indem Beide dem Schiffsrand zugerissen wurden, wogegen Franz umsonst ankämpfte, flog der Blick des todbedrohten Mannes abermals über das Schiff hinweg zum Sepp vom Bühl. Aber diesmal folgten ihm die thränenfeuchten Augen der Tochter. Und mit einem Schlag, rascher als ein Blitz niederfährt, sah sie den Kampf im Gesicht des Mannes, mit einem Schlag standen ihres Vaters Worte von vorhin vor ihrer geängsteten Seele. Sie riß sich gewaltig von ihren Drängern los, sie richtete sich auf, ihr Haupt, ihr Arm erhoben sich drohend. Ueber das Getümmel hin klangen ihre Worte:

„Vater,“ rief sie, „in der Nacht, da Ulrich vom Stein erschlagen ward, ging einer denselben Weg, auf dem Du umgekehrt bist. Der Andere ist nicht umgekehrt — er ist der Mörder, an seiner Hand klebt das Blut — hinweg hier, ihr Männer! Dort steht er — dort! Der Sepp vom Bühl ist der Mörder, ich seh's! ich seh es!“

Erschrocken, halb bewußtlos, wendeten sich alle Häupter dem Joseph vom Bühl zu, auf den Mariens drohende Hand deutete. Und sie sahen den sonst so starken trotzigen Mann zusammenknickend, in wilder Verzweiflung und Betäubung die Arme vor sich hinstreckend.

Auf seiner Stirn, seinem bleichen Mund, in jeder Miene, in den zitternden Gliedern verrieth sich, daß Mariens Auge im Moment der Verzweiflung recht gesehen, daß ihr Mund die Wahrheit geredet habe. Und der Eindruck war so überwältigend, daß zwei Minuten das Geheul des Sturmes, die drohende Todesgefahr vergessen waren. Die Männer, die noch eben den Haslibauern über Bord zu stürzen drohten, sprangen jetzt nach der anderen Seite des Schiffes. Sepp vom Bühl zeigte in seinem Gesicht den Ausdruck unsäglichen Hohnes und schrie den Anstürmenden entgegen:

„Spart Euch Gericht und Strafen! Wir gehen alle denselben Pfad, und weil die kluge Tochter so übersichtig gewesen ist, in mir den Mörder zu erkennen, will ich ihrem Vater und ihr den Weg zeigen!“

Diesen in wildester Schuldverzweiflung gerufenen Worten folgte ein Aufschrei, ein Sprung und Sturz, die wild rauschenden Wogen des Königssees verschlangen den Sepp vom Bühl. Marie war in den letzten Augenblicken zusammengesunken und von Franz und ihrem Vater wieder erhoben worden. Auf den Haslibauer würden jetzt alle mit drängenden Fragen und Reden eingestürmt sein, wenn nicht bei vielen die Todesangst wieder erwacht wäre. Zu gleicher Zeit herrschte der Mann am Steuer die Menge an: „Greift nach den Rudern, schöpft Wasser oder wir sinken.“

Diesmal gelang es neuer verzweifelter Anstrengung einen zweiten Stoß gegen die Felswand abzuwehren. Und so laut und grimmig der Sturm heulte, so rau-

schend der Regen noch auf das Schiff herabgoß, so regte sich bei Einzelnen die Hoffnung, doch noch gerettet zu werden. Der Haslibauer, Marie und Franz schienen die entsetzliche Lage des Augenblicks ganz vergessen zu haben. Der junge Hofherr sah auf das Mädchen und jeder Zug seines Gesichts schien zu bitten, daß sie die letzte halbe Stunde vergessen möge. Marie wendete ihren Blick bald nach dem Geliebten, bald nach dem Vater, bald sah sie leis zusammenschauernd auf die tobenden Wasser hinaus, in denen der Sepp vom Bühl verschwunden war. Der Haslibauer hielt seine Hände über die seines Kindes gefaltet. Er athmete hoch auf, mitten in Noth und Tod schien ihn ein neuer Hauch des Lebens zu durchströmen. Nur einmal, einen Augenblick flogen wieder düstre Schatten über sein Gesicht. Hastig und heftig sagte er:

„Und wenn auch der Joseph nur mit bösem Vorsatz gegangen, wenn auch er der Mörder nicht wäre, so wenig als ich!“

Marie erblaßte; ehe sie antworten konnte, erklang eine heisere Stimme dicht neben ihr. Sie und ihr Vater wendeten sich erstaunt um, sie erblickten die alte Babette, die Schaffnerin vom Bühlhofe.

„Sorgt Euch nicht, Haslibauer,“ sprach sie langsam und nachdrücklich, „dem Sepp ist sein Recht geschehen. Mit dem vollen Geldsack ist an seinem letzten Tage der Ulrich am Stein vom Bühl gegangen, leer haben sie ihn gefunden, und andern Tags hat das Geld beim Joseph wieder im Schrein gestanden. Ich hätts nimmer verrathen,

aber Gott selbst hat der Marie den Mörder gezeigt, faßt Euch ruhig — es hat nicht mehr auf Euch lasten sollen!"

Zitternd und wiederum aufjauchzend hatten die Drei die Alte vernommen. Marie schmiegte sich abermals an ihren Vater, Franz aber sprang an den Rand des Schiffes, einen der Ermatteten mit kraftvollem Ruderschlag ablösend. Seit fünf Minuten vielleicht waren die Stöße des Sturmes minder heftig, es gelang, das Fahrzeug ein wenig vorwärts zu treiben, ohne wieder zurückgeschleudert zu werden. Und muthig und hoffend setzte Franz das mächtige Ruder ein, blickte vertrauend nach vorwärts, während ringsum noch Wind und Wellengetös und das Jammern der Verzagenden erklang.

Allmählig verstummte beides. Auch die Verzweifeltsten mußten sehen, daß das Schiff jetzt seinen Weg verfolgte, daß die Wogen um dasselbe noch hochauf, aber nicht mehr über Deck rauschten. Und ehe wieder eine halbe Stunde verging, näherte sich das lecke Fahrzeug dem Falkenstein und dem Vorwasser des Sees. Alle Wallfahrer schöpften Wasser und arbeiteten rüstig an ihrer Rettung. Auch der Haslibauer und seine Tochter schlossen sich nicht aus. So oft sie aber empor- und einander anblickten oder nach Franz hinübersahen, zog ein freudiges glückliches Lächeln, wie sie es seit Monden nicht mehr gekannt, über ihr Gesicht. — Wie der Sturm sich allmählig legte, die dichten Wolken zerrissen, einzelne Berghäupter im leuchtenden Schneeglanz schon wieder sichtbar wurden, so beruhigte und lichtete es sich in den Seelen der Drei, so tauchten Versöhnung, Hoffnungen auf Glück und Liebe neu in ihnen empor.

Mit letzten Anstrengungen, mit dem Einsatz aller Kräfte kam das Pilgerschiff zum Ufer. Als es landete, drängten die Wallfahrer in wilder Hast daraus hervor, und die Meisten eilten den Heimweg zu gewinnen. Der Haslibauer, sein Kind und Franz mit seiner Ahne zeigten weniger Eile. Sie bestiegen den Hügel, auf dem sie sich diesen Mittag entgegengestanden, und blickten auf den See herunter. Die Wogen fingen an sich zu glätten, das Geheul des Windes war beinahe verstummt. Ein letzter Strahl der Abendsonne brach zwischen den Wolkenschichten hervor und überglänzte die dunkle Fluth. Franz hielt Marie umfaßt, die sich jetzt willig in seinen Arm lehnte. Der Haslibauer reichte der alten Steinbäuerin versöhnt die Hand. Dann aber sagte er:

„Morgen kommt Pater Aloys von Bartholmä zurück! Ihm will ich beichten und mein Herz vollends entlasten. Und wenn er mir zum Frieden gesprochen hat, dann wirds Zeit sein, daß er euch zur Freude spricht, auf die ihr nicht mehr gehofft habt."

Franz und Marie nickten ihm freudig und lächelnd zu. Der See grollte noch immer leicht auf und ab, in den Herzen der Menschen aber hatte die Ruhe nach dem Sturm völlig Einkehr gehalten.

Walburg vom See.

Walburg vom See.

Durch Winternacht und das dichteste Dunkel, auf abschüssig eisglattem Wege schritten zwei Männer dem kleinen Schifferhaus am Königssee zu, das sich im Augenblick nur durch einen aus dem unteren Raume dringenden Lichtschein von den überschneiten Hügelrücken und Felsvorsprüngen umher unterschied. Sie sahen im Näherkommen, daß drinnen im Flur ein gewaltiges Herdfeuer prasselte und durch die beeisten Fensterscheiben des Wohnzimmers glänzte. Die Thür ins Gemach nach dem Flur stand weit offen, und soviel die Eiskruste an den Scheiben Einblick verstattete, konnten sie die Gegenstände im Zimmer und die Gestalt eines Mädchens unterscheiden, die vor dem Herde schaltete und mit sichtlicher Besorgniß von Zeit

zu Zeit nach der Thür lauschte, welche sich auf den Pfad zum See öffnete. Das Gesicht des Mädchens ward vom Feuerschein überflogen, ihre breiten goldnen Haarflechten erglänzten röthlich. Die klaren Augen richteten sich in diesem Augenblicke dem entfernten Fenster zu, an das die beiden Männer pochten. Sie schrak leicht zusammen, entzündete aber an der Herdflamme einen Span und kam dem Fenster nahe. Die beiden Männer erkennend, bedeutete sie ihnen, daß sie öffnen werde, und während dieselben ihren Weg um das Schifferhaus nahmen, schob sie drinnen den schweren hölzernen Riegel der Thür zurück. Beide Männer traten mit einem lauten „Grüß Gott Walburg!“ in den Flur. Das Mädchen legte ihre warme Hand in die erstarrten, die ihr geboten wurden, und sagte in offenbarer Erregung: „Grüß Gott Vetter, grüß Gott Joseph, was treibt Euch zur Nacht an den See?“

„Wir haben fast gedacht, daß wir Dich allein finden würden! Das sieht schlimm aus. Sie sind im See, nicht wahr?“

„Sie sind am Mittag nach Bartholmä gefahren. Dort liegen noch zwei Kähne, der Vater sagte, daß es letzte Zeit sei, sie hierher zu bringen. Die Knechte sind alle mit ihm, sie wollten vor dem Dunkelwerden herein sein. Ich bin in großer Sorge um sie.“

„Hast es Ursache,“ sagte trocken der ältere der beiden Männer. „Die Kälte ist seit Mittag immer im Zunehmen; es kann sein, daß sie im See festfrieren. Der Alte ist nun vierzig Jahre fürstlicher Fischmeister

am See, er sollte wissen, daß sein Wasser Rücken und Tücken hat — in diesem Winter zumal.“

„Ihr mögt Recht haben, Vetter,“ entgegnete Walburg jetzt plötzlich ängstlicher. „Ich will die Laterne anzünden, richtet mit Vetter Joseph einen Kahn, daß wir ihnen entgegenfahren.“ Sie schickte sich behend an, ihren Worten Folge zu geben, ward aber von einem Ausdruck aufgehalten, welcher das breite plumpe Gesicht des älteren Mannes überflog. Er sah seine Base höhnisch an und erwiderte ihr im rauhsten Tone:

„Meinst Du, ich sei ein Narr, gleich Deinem Vater? Die Eisschollen treiben im See, daß sich kein Kahn mehr durcharbeiten kann!“

„Habt Ihr das im Kommen gesehen und seid nicht gleich in einen Kahn gesprungen,“ rief Walburg aufwallend. „Was wollt Ihr hier, wenn Ihr nicht helfen mögt? Was lehnst Du müssig, Joseph — warum bist Du gekommen?“ wendete sie sich zu dem jüngeren Manne, der sich indessen möglichst dem Herdfeuer genähert hatte.

„Ich wäre lieber daheim geblieben, man erstarrt schier auf dem Wege. Hansjörg, Euer Schiffer, kam in der Dämmerung ins Salzamt und sagte, daß der Ohm Jacob mit den Knechten in Bartholmä sei und Du allein im Hause geblieben wärst. Drauf sprach der Vater: Laß uns zum Rechten sehen, und wir haben uns auf den Weg gemacht!“ —

Joseph hatte diese Auskunft mit höchster Gleichgültigkeit gegeben. Walburg aber wandte sich mit Ungestüm wieder zu ihrem Oheim, der nach dem See hin-

aus zu horchen schien. Thränen entstürzten ihren Augen und heftiger zürnend als zuvor rief sie: „Nach den Rechten zu sehen? Habt Ihr schon geglaubt, Vetter, eine Erbschaft anzutreten?"

Der so heftig Angesprochene sah kopfschüttelnd, daß ihm die wohlgebaute kräftige Gestalt Walburgs drohend gegenübertrat. Er verzog sein Gesicht und sagte:

„Bist Du von Sinnen, Walburg? Wir hören, daß der Fischmeister sich in Gefahr begiebt und Du hier allein bist; wir denken, es kann ein Unglück schon geschehen sein, kommen zu Deinem Beistand!"

„Aber Ihr thut nichts, Unglück abzuwenden!" entgegnete zitternd Walburg. „Geht mir mit Eurem Beistand, Eurer Theilnahme!" — Hier unterbrach sie sich, mitten in Thränen und Erregtheit zeigte sich eine heftige Spannung in den Zügen des Mädchens. Sie lauschte, stieß die Thür auf, daß ein kalter Luftstrom den Flur durchschauerte, rief Joseph heftig zu, die Laterne anzuzünden. Der junge Mann that, was ihm geheißen. Der ältere schien die Unterbrechung nicht zu bemerken, denn er fragte noch mit der zornigen Erregtheit von vorhin:

„Und wo ist Dein Matthias, wenns Hülfe braucht?"

„Weiß nicht!" war Walburgs kurze Antwort, indem sie Joseph die angezündete Laterne aus den Händen riß und mit behender Kraft den Pfad zum Uferrand des Königssees hinabflog. Der ältere Mann schaute ihr nach, zog die Thür wieder an und sagte zu seinem apathisch ins Feuer blickenden Sohne:

„Gelt — jetzt weißt Du, warum sie uns so unwirsch begrüßt? Der goldne Matthes, der Prachtschatz ist davon geblieben — wo es das Leben galt! Und die Dirne ist so stolz auf den Burschen, daß sie keine Ruh hat, weil er heut nicht gekommen!"

„Ich sah ihn doch am Mittag mit seinem Kameraden, dem Stumpf. Er sagte, daß er zum See wolle!" —

„Wird sich gehütet haben," sprach höhnisch der Alte. „Aber die draußen hat der heilige Barthel noch einmal in Schutz genommen, denn sie kommen wirklich!"

Walburg hatte in wenigen Sprüngen das Ufer erreicht. Die Luft war schneidend kalt, der trockne Schnee knirschte unter ihren Tritten. Die Leuchte vor sich emporhaltend, trat sie an den Landungsplatz der Boote und einige Schritte auf den festen Eisrand, der sich hier gebildet hatte. Im Vorwasser des Sees, soweit sie dasselbe übersehen konnte, trieb Scholle an Scholle, dunkle Fluth-Streifen zogen sich zwischen den überschneiten Eisfeldern hin, die von den einschließenden Felswänden tief in den See ragten. Bei der Christlingerinsel glänzten die Laternen zweier Boote, welche sich mit schwerer Anstrengung, unter fortwährendem Anstoß, dem Ufer zuarbeiteten. Das Mädchen stand trotz der Kälte, die sie durchschauerte, ruhig, sie hob mit beiden Armen wechselnd ihr Licht hoch. Aber all ihre Bewegungen waren mechanisch und die noch immer rinnenden Thränen verriethen eine heftige Bewegung, die sich ihrer in dem Augenblicke bemächtigt hatte, als der Vetter drinnen den Namen Matthias nannte. Sie hörte nichts vom

Rauschen des Wassers, den Schlägen der Ruder, dem Lärm der Schollen, welche an den Kähnen zerschellten. Als jedoch aus dem näher kommenden Stimmengewirr wenige Laute an ihr Ohr drangen, horchte sie auf, noch einmal — sie konnte einen befehlenden Ruf unterscheiden und sagte sich mit einer blitzenden Freude: „Er ist dennoch dabei!“ —

Krampfhaft hielt sie die Leuchte zwischen ihren erstarrenden Händen. Sie hörte die Boote näher kommen, sie wagte sich noch einen Schritt weiter hinaus, daß das Eis unter ihren Füßen krachte. Sie rief: „Grüß Gott Vater! — Grüß Gott Matthias!“ und suchte die Angerufenen unter den verhüllten Gestalten im nahenden Boot wahrzunehmen. Aus demselben ertönte es, statt des Grußes, von derselben Stimme, die das Mädchen in freudige Erregung gesetzt hatte:

„Geh nach rechts — nach rechts, oder wir fahren zwischen dem Eise fest!“ Walburg gehorchte mit einer Gewandtheit, die dem am See aufgewachsenen Mädchen wohl anstand. Furchtlos, fast lächelnd, schritt sie rechts gewendet über das Randeis, der einzigen Stelle nahe, wo die Fluth noch ans Land trat. Noch zwei Minuten gewaltiger Anstrengung und der erste Kahn stieß auf das feste Ufer. Er mußte ganz aufs Land gezogen werden, um Raum für das Anlanden des zweiten zu schaffen. Das Mädchen leistete freudig bei der schweren Arbeit Hülfe, offenbar nur um in die Nähe des jungen Mannes zu gelangen, der aus dem ersten Kahn der Erste ans Ufer sprang. Er hatte sie flüchtig umschlungen

und geküßt, sich aber augenblicklich wieder zu seinen Genossen gewendet. Walburg aber konnte sich nicht versagen, ihm wieder näher zu kommen und ihm zuzuflüstern: „Gott sei tausendmal gedankt, Matthias, daß Du beim Vater warst! Aber wie kamst Du nach Bartholmä?“

„Bald nach Mittag im Kahn, den ich mit Stumpf losgekettet,“ entgegnete der junge Mann ruhig. „Wir mußten hart gegen das Eis arbeiten und kamen gerade rechtzeitig, um unsere vier Arme beim Herüberschaffen der Boote zu regen. Unser Fahrzeug hatte soviel Wasser geschöpft, daß es der Vater nicht anhängen mochte und es auf Bartholmä gelassen hat.“

Wäre der junge Mann im Stande gewesen, das Gesicht Walburgs dicht neben dem seinen erblassen zu sehen, so hätte er sich vielleicht mehr um sie beschäftigt. So aber reichte er dem im zweiten Kahne landenden Fischmeister die Hand zum Aussteigen und sagte zu diesem:

„Walburg war es, Herr Vater, die uns die Leuchte gehalten hat.“

„Vielen Dank, Walburg,“ rief der rüstige Fischmeister, auf die abschüssige Schneefläche am Ufer springend. „Wo hast Du den Hansjörg gelassen, der hier bereit sein sollte?“

„Er war halb krank,“ antwortete das Mädchen. „Ich bin aber nicht allein, vor einer halben Stunde ist der Vetter Rainer mit seinem Joseph gekommen.“

„Und sie haben Dich allein an den See treten lassen? — Das sieht dem Salzschreiber ähnlich!“ sagte der Fisch-

meister zornig. Er schickte sich an, da jetzt die Boote in Sicherheit lagen, mit seiner Tochter und wenigen Begleitern in sein Haus zu gehen. Die übrigen Schiffer traten den Weg thaleinwärts an, trotz der scharfen Kälte noch heiß von der schweren Arbeit. Walburg hing sich an den Arm des jungen Mannes, den sie vorhin begrüßt, und sagte mit einer in Freude bebenden Stimme:

„Wie froh ich bin, daß Du dem Vater zu Hülfe gekommen bist. Du bleibst doch der Wackerste, mein Matthias!“

„Nun, Walburg?“ fragte lächelnd der junge Mann. „Wie schauts aus, hast Du wieder einmal gezweifelt an dem, was ich versprach? Was gewiß war, wie Gottes Sonne und wie heute der Schnee!“

Walburg fühlte den Vorwurf, der in diesen Worten lag. Sie wagte nur kleinlaut einzuwenden:

„Aber Du hast Dich nicht gezeigt und bist mit Deinem Stumpf heimlich ausgefahren. Wie Ihrs angefangen habt, weiß ich nimmer.“

„Weil Du immerzu auf den Weg nach Berchtesgaden geschaut hast. Ich sah es auf Deinem Gesicht, daß Du wieder nicht sicher warst, und so schlich ich mit dem Stumpf um Dich und das Haus. Wir schoben den Kahn ins Wasser und waren gewiß schon über den Falkenstein hinaus, ehe Du von Deiner Wegschau abließest! Walburg, Du liebst mich so herzlich, bist so stolz, zu stolz auf mich — und hast doch kein Vertrauen!“

Walburg schauerte zusammen und meinte noch in der Thür des Schifferhauses: „Sei nicht unhold, Mat-

thias — Du weißt nicht, wie glücklich es mich macht, wenn ich Unrecht habe. Aber Du hättest mich doch begrüßen sollen; der Kahn, den Du genommen, war nicht der rechte, Du konntest Dich in große Gefahr bringen."

Der Eintritt in den Flur verhinderte den jungen Mann zu antworten. Walburg hielt ihn bei der Hand und beeiferte sich, ihn augenblicklich ihrem Vetter vorzuführen. Mit einem halbunterdrückten Fluche erkannte derselbe den Verlobten seiner Nichte. Hätte er noch zweifeln wollen, daß dieser von Bartholmä gekommen sei, so sorgte Walburg für seine Belehrung. Mit freudigem Stolze sagte sie:

„Da habt Ihr meinen Matthias, Vetter. Er hatte dem Vater versprochen, die Kähne über den See führen zu helfen, er hat Wort gehalten, wie er immer Wort hält! Und nun sagt mir noch einmal ein Sterbenswörtchen wider ihn, so will ich Euch antworten."

„Hättest es ja just thun können, als ich Dich nach ihm fragte," antwortete der Salzschreiber. Er sah dabei verdrossen zu Matthias auf, der straff und stattlich, mit aller Heiterkeit und dem offnen Auge eines jungen Mannes von dreißig Jahren vor ihm stand. Walburg, die sich an ihn schmiegte, und der greise Fischmeister, bei dem sich die helle Freude, sein Kind so wohl geborgen zu erblicken, in jedem Zuge des wetterharten Gesichts malte, gaben mit dem jungen Manne ein so stattliches Bild, daß Vetter Joseph vergnügt auflachte. Der Salzschreiber wußte nach wenig Augenblicken seinen Groll wenigstens zu verstecken und mit einer Art Grinsen die

Vorwürfe anzuhören, welche ihm sein Vetter, der Fisch-
meister, darüber machte, daß er Walburg mit der Leuchte
allein an den See geschickt habe. Das Mädchen schob
mit Matthias Hülfe einen Tisch aus dem Zimmer, welches
sich nicht erwärmen wollte, in den Flur und trug den
Abendimbiß auf, den sie vorhin, als sie von den
Vettern überrascht wurde, bereitet. Ihr Auge ruhte
dabei mit dem Ausdruck der Liebe und einiger Besorg-
niß auf Matthias. Dem Fischmeister und den andern
Männern mochte entgehen, daß eine Wolke des Unmuths,
oft verscheucht, sich dennoch stetig wiederkehrend auf der
klaren Stirn des jungen Mannes zeigte. Aber Wal-
burg verband mit dem Scharfblick eines liebenden Mäd-
chens jene feine Beobachtung, welche in Einsamkeit auf-
gewachsenen Naturkindern häufig eigen zu sein pflegt.
Und dazu vernahm sie eine leise Mahnung des Ge-
wissens, sie hatte Matthias durch ihr Mißtrauen ver-
letzt. Viele Augenblicke im jungen Liebesleben der Beiden
waren schon in dieser Weise getrübt worden. Walburg
setzte sich heute wie oft vor, keinen Argwohn in sich auf-
kommen zu lassen und schrankenlos zu vertrauen. Mat-
thias hatte Zeit gefunden, ihr zwischen dem beginnen-
den Gespräch noch zuzuraunen: „Und selbst wenn ich
heut nicht zum See gekommen wäre, hättest Du denken
sollen, daß ich Ursache dazu haben müßte.“ Das Mäd-
chen trug diese Worte in ihrem Herzen und achtete für
den Augenblick kaum auf den neuen Streit, der sich zwi-
schen ihrem Vater und dem Vetter erhob:

„Ich sage Dir, Jacob, Du sündigst, wenn Du um

Deinen Dienst Sorge trägst wie um Deinen Leib. Ob Seiner fürstlichen Gnaden die paar Kähne verfaulen oder nicht, kümmert ihn keinen Kreuzer. Aber Du und Deine Schiffer konntet ertrinken — erfrieren — was weiß ich Alles."

„Ich hätt es in andern Jahren vielleicht gehen lassen," entgegnete der Fischmeister. „Dem hochwürdigen Herrn ist nichts an ein paar Kähnen gelegen. Aber seit es heißt, daß es bald ein Ende haben soll mit dem Regiment des Probstes und der Chorherren, seit ich den Hochwürdigen traurig umhergehen und Euch Alle so verdrossen und widerwillig Euren Dienst thuen und schon nach dem neuen Herrn umherlugen sehe, indeß Ihr noch das Brod des Stifts eßt, seitdem zeig ich mehr Eifer, als es Noth hat! Schlimm, daß es so kommen mußte, doch wenn ich Euch schaue, wollt ich, daß die Sache je eher je lieber zum Ende ginge."

Wie der Fischmeister des Fürstprobstes von Berchtesgaden dachten während jener Tage im Beginn unseres Jahrhunderts Tausende von Männern, welche die Aufhebung der Hunderte von kleinen Herrschaften und geistlichen Fürstenthümern, in deren Dienste sie standen, mit einer zuvor nie geahnten Aenderung ihres ganzen Lebens bedrohte. Der Salzschreiber aber schien bei dieser Aussicht ganz gleichgültig zu bleiben, er aß ruhig den Rest seiner Abendsuppe und sagte dann:

„Wenn Dichs gar sehr nach dem Ende verlangt, so sprich doch ein Wörtchen mit Deinem Eidam. Der muß es wissen, wie man in Berchtesgaden sagt. Ich hab

die Zeit daher nie gewußt, wie ich den Herrn Matthias Hein nehmen soll, und jüngst erst erfahren, daß er im Auftrag des zukünftigen Herrn hier im Land ist."

Die Wirkung dieser Worte auf die Anwesenden war keine glückliche. Die wenigen Knechte des Fischmeisters zogen sich scheu in den letzten Winkel des Flurs, Joseph versuchte vergnüglich zu pfeifen, unterließ es aber, als er das geröthete und gespannte Gesicht des Fischmeisters und das plötzlich erblaßte Walburgs sah. Matthias blickte zuerst ein wenig verdrossen wie zu schlechtem Scherz drein, sprang aber dann gleich dem Alten von der Holzbank, auf der Beide saßen, in die Höhe, während Walburg erschrocken die Hände faltete.

„Matthias! Herr Hein!" brauste der Fischmeister auf, „was ist das nur wieder? Ihr seid hierher gekommen und habt am See gewohnt, habt geschafft wie ein Schiffer und Jäger, habt um mein Kind gefreit wie ein rechter Mann. Ich hab zum Gered der Nachbarn gelacht, die hinter Eurer Sache Unehr und Schande suchten! Aber was da mein Vetter sagt, Matthias — das klingt wie etwas — sagt mir, ob es an dem ist?"

„Vater Jacob," rief der junge Mann mit nur mühsam zurückgehaltenem Zorne, „ich hab Euch nichts zu sagen. Ich bin aus Baiern hierher gekommen, um mit meinen paar tausend Gulden zu leben, wie es mir gefällt, ich lasse mein Haus aufrichten am Markt, ich habe Walburg zum Weibe begehrt. Gelüstet Euchs meine Briefe und Papiere zu schaun, so fragt bei der fürstlichen Kammer, dort liegen sie allstündlich bereit! Aber

lieber hättet Ihr mir Walburg nicht geben sollen, als wie Ihrs seit Monden thut mich mit Mißtrauen quälen. Ich bin Euch so offen und ehrlich entgegengetreten — was ist denn so Unerhörtes dabei, daß einer, den sie zum Schreiber erzogen haben, kein Schreiber sein mag?"

„Eben das hat mir an Euch gefallen Matthias," sagte der Fischmeister. „Wie ich Euch im Boot mit dem Ruder, im Wald mit der Büchse sah, habe ich nicht mehr gescholten, wenn Walburg Euch nachschaute!"

„Und doch hört Ihr jeden, der gegen mich zischt," sagte Matthias. „Geht und seht Euch meine Papiere an, wenn Ihr mir nicht glauben mögt. Ihr aber Herr Salzschreiber laßt Eure Späße unterwegs — ich könnte Euch mit Scherzen heim zahlen!"

„Zürnt mir nicht," bat Walburgs Vater wieder. „Ich hab wenn sie in Berchtesgaden und sonst im Thal über Euch die Köpfe schüttelten, nie Acht darauf gehabt. Euer Wort wog mir wie gutes Gold — und ich hätte auch nimmer das verruchte Geschwätz gehört, wenn nicht dieser" — dabei deutete der Alte auf seinen Vetter — „an jedem Tag etwas Neues über Euch erfahren hätte. Aber ich schwörs Euch bei allen Heiligen zu, daß mir Keiner mehr die Luft vergiften soll, in der wir einig sind."

Dabei hatte er dem jungen Manne die Hand gereicht, in die dieser schweigend einschlug. Das Mädchen aber saß noch immer blaß und todtenstumm; erst als Matthias die Hand sanft auf ihre Schulter legte und einige Male leise Walburg! Walburg! flüsterte, erhob

sie sich, schlang ihre Arme um den jungen Mann und preßte ihn fest und innig an sich. Er trat mit ihr in das dunkelgebliebene, wenig erwärmte Zimmer. Der Vetter und sein Joseph sahen den Beiden höhnisch nach, der Fischmeister aber sagte:

„Du! laß mir Deine Berichte, Dein Spioniren! Siehst ja, daß es zu nichts führt!“

„Oho,“ sagte der Salzschreiber, „wer einen wildfremden Menschen in die Familie aufnimmt, der mag schon ertragen, daß er allerhand über denselben hört. Ich bleib dabei und wenn Du noch mehr Fäuste ballst, mit dem Herrn Matthias hats etwas! Aber sag“, fügte er bei, „das wird noch lange brauchen, bevor Dein See starr wird? Gelt?“

„Lange brauchen?“ lachte der Fischmeister, froh ein anderes Gespräch aufkommen zu sehen. „Wenn die Kälte von heut zu morgen nicht abschlägt, so steht die Fluth übermorgen wie eine Wand und Du kannst mit Herrenkutschen achtspännig darüber fahren.“ —

Während sich dies Gespräch im Flur fortsetzte, raunte Walburg im Zimmer ihrem Verlobten zu:

„Ich vertraue Dir Matthias. Ich will nichts vom Vetter mehr hören, will ihm jedes Wort verbieten. Aber das muß ich schon sagen: lange hättest Du dem Vater die Briefschaften, von denen Du eben sprachst, aufweisen können, vieltausendfältiges Leid wär uns erspart geblieben!“

„Ein wunderliches Vertrauen, bei dem Ihr Papiere sehen müßt,“ sagte Matthias fast höhnisch.

„Du thust Unrecht Matthias," rief Walburg eifrig. „Ich habe Dir vertraut, weil Du eben Du bist, der Vater nicht minder! Doch Du kamst fremd ins Land und hier hat sich in zwanzig Jahren kein Fremder niedergelassen. Alles Gezisch der Verwandten, alles Gered der Nachbarn hätten wir mit Deinen Briefschaften fern gehalten. Ich aber glaube Dir und wenn alles irre an Dir würde!"

„Geb es Gott Walburg!" sagte Matthias. „Er möge Prüfungen von unserer Liebe abwenden, denn so steht es nicht zwischen uns, wie es sein sollte!"

Das Mädchen aber umschlang ihn aufs neue, bedeckte seinen Mund und seine gerunzelte Stirn mit Küssen, unter deren Hauch sich alle Falten glätteten. Sie sprach nichts mehr, und ihre hingebende Zärtlichkeit ließ Matthias alles was an diesem Abend vorgegangen war vergessen. Erst der Aufbruch von Walburgs Vettern schreckte die Liebenden aus ihrer stummen Träumerei empor. Beim Abschied zeigte sich Walburg so munter und frisch, als sie gewesen. Sie drang dem Verlobten ein Tuch von sich auf und geleitete ihn, der immer schärfer werdenden Kälte zum Trotz, unter Lachen bis zur kleinen Brücke, die unfern des Schifferhauses über den Achen führte. Hier küßte sie ihn noch einmal und rief mit ihrer hellklingenden Stimme „Gute Ruh und behüt Dich Gott Matthias!" Vor dem Vetter aber, der ihr seine Hand reichen wollte, sprang sie zurück und flog über das Schneefeld zu ihrem Hause zurück. Noch im Verschwinden winkte sie dem jungen Manne, und Mat-

thias trat den Heimweg durchs Thal mit dem vollen Glückgefühl eines Menschen an, der eine lichte, heitere Zukunft mit jeder Stunde näher kommen fühlt.

Das Schifferhaus am See, das Thal bis Berchtesgaden, die Alpenhöhen von den Spitzen des Watzmann gekrönt, lagen wie der eisbedeckte See selbst in tiefster winterlicher Einsamkeit. Prachtvolle Tage gingen auf, wenn die Sonne die unermeßlichen Schneefelder vom Thal bis zu den Almen empor, wenn sie die tausende von Eissäulen an den Felsvorsprüngen röthlich überstrahlte. Die Kälte aber blieb schneidend, ein scharfer Ostwind fand seinen Weg zwischen die Bergwände und Thalschluchten, und Walburg, die an keinem Morgen unterließ den Hügel hinter ihrem Haus zu erklimmen, die an jedem Mittag bei der Brücke den Verlobten erwartete, schauerte trotz aller warmen Umhüllungen unter seinem eisigen Hauche zusammen. Und doch fühlte sie sich seit Monaten nicht so glücklich, als in diesen Tagen. Matthias brachte zu ihrem Herde die fröhlichste Laune mit und mit stolzem Entzücken lauschte das Mädchen allen Worten, die verriethen, daß er in größerer Welt heimisch sei als in diesem Thal, wo er durch sie heimisch werden wollte.

Walburg war jetzt voller Vertrauen. Vetter Rainer erblickte sie in den nächsten Tagen nicht wieder, Vetter Joseph ließ sich dagegen auf dem Eis des Vorwassers betreffen und gab nach langen Fragen zu verstehen, daß

er von seinem Vater vernommen, ein Gang über den starr gefrornen See bis zum Schloß Bartholmä sei besonders vergnüglich. Sonst kam nur Matthias zum Schifferhaus. In unendlich glücklichen Stunden saß er plaudernd am Feuer im Flur. Oder er trieb Walburg, die flüchtig trotz einer Gemse war, vor sich her auf dem Eis und selbst über die Felsen hinaus, die einen starren Vorhang vor dem Spiegel des Sees bilden, erstreckte sich die heitere Jagd. Von der Zukunft ward schon kaum mehr gesprochen, so nahe lag sie den Blicken des jungen Paares. Als aber der Fischmeister von Berchtesgaden rückkehrend seiner Tochter sagte, daß er dort die Papiere des Matthias eingesehen und dieselben so gut befunden habe, wie er nur immer gehofft, wendete sich Walburg fast zürnend ab. Sie wollte an ihre Schwäche nicht erinnert sein, jetzt wo sie sich stark und sicher glaubte!

Einen Tag nach dieser Mittheilung ihres Vaters saß Walburg, während es dunkelte, im Schifferhaus allein. Die Knechte waren bei den unter Dach gebrachten Kähnen, der Fischmeister hatte einen Gang zum Förster thalauf gethan. Sie setzte ruhig und mit glücklichem Gesicht ihr Spinnrad in Arbeit — doch sie lauschte dabei fortdauernd nach der Thür. Matthias hatte ihr gestern gesagt, daß er erst am Abend kommen werde, aber seit sich nun graue, schneerieselnde Dämmerung um die Felsen und das Haus legte, war es für Walburg Abend geworden. Als wirklich die Nacht heranbrach und noch immer die stumm erlauschten Schritte nicht

nahen wollten, wurde sie sichtlich unruhiger. Es war nicht jener Ausdruck, den vor kurzem ihr Oheim an Walburg wahrgenommen hatte, kein Unmuth und Zweifel in ihm, aber eine plötzliche Besorgniß, von der sich das muthige frische Mädchen selbst am letzten hätte Rechenschaft geben können. Sie vergaß in dieser Besorgniß Licht anzuzünden und das Herdfeuer zu nähren, so daß dasselbe bereits zu einem Häufchen rothglühender Asche zusammensank. Walburg überhörte in der steigenden Angst, mit der sie ab und zu ans Fenster trat, das wirkliche Kommen des Verlobten. Und plötzlich stand Matthias vor ihr, sie hatte die Hausthür knarren hören, sich umgewandt, und fiel jetzt in die Arme des jungen Mannes. Aber mehr bestürzt als liebevoll, denn trotz der halben Dunkelheit im Flur nahm sie genug wahr, um zu sehen, daß derselbe ungewöhnlich und verstört ausschaue. Das frische Gesicht war völlig blutleer, in den Augen ein fremdartiger Ausdruck, sein Kuß fremdartig kalt. Die Stimme klang heiser, ohne alle Begrüßung sagte er:

„Wo ist der Vater Walburg?“ Und als ihm die Antwort „zum Roßner“ ward, fuhr er hastig fort: „Gut, daß ich Dich allein finde, Mädchen. Wenn Du wirklich Vertrauen hast, mich liebst wie Du sollst, so frage jetzt nicht viel. Ich muß auf einen Tag hinweg, es ist dringend, unaufschieblich. Gieb mir eine Decke, Stahl und Feuerstein, ein Stück von Eurem Brod und Rauchfleisch. Frag nichts — Gieb mir und halt mich nicht auf!“

Walburg wollte dennoch fragen, aber dem kalten finstern Blick des Verlobten war ein so flehender, angsterfüllter gefolgt, daß sie sich emporraffte und mechanisch, wie im Traum, die schmale Treppe in den Oberstock hinaufstieg, ihm die verlangten Gegenstände zu reichen. Matthias folgte ihr auf dem Fuß, sie sah wie er aus des Fischmeisters reichen Gewehrvorrath eine Büchse, Pulver und Blei entnahm. Nicht drei Minuten verflossen, so warf er Büchse und Decke über die Schulter, knüpfte die gereichten Lebensmittel in ein Tuch und riß nun Walburg mit einer so ungestümen Heftigkeit an sich, daß das Mädchen fast noch mehr zusammenschrak, als bei seinem Eintritt. Aber sie lauschte angstvoll auf, als er jetzt gepreßt wie vorhin, doch in eindringlicher, fast beschwörender Weise sagte:

„Hör mich Walburg! Ich muß Dich heut und morgen verlassen. Sage dem Vater ich sei verreist, laß ihn, wenn Du es vermagst, nicht wissen wie ich Dich erschreckt habe. Ich sag Dir Walburg, unser ganzes Glück, Heil und Seligkeit hängen daran, daß das gelingt, was ich vorhab! Du mußt vertrauen Mädchen, Du mußt es!“

„Ich will ja!“ stammelte Walburg. „Ich will Alles Matthias. Behüt Dich Gott!“

Ton und Blick verriethen genügend wie bestürzt und geängstigt das Mädchen sei. Der junge Mann küßte sie, wandte sich mit einer Wiederholung seiner Worte von ihr hinweg, ging die Treppe hinab. Noch aus dem Flur klang sein „vertraue, Du mußt es!“ zu ihr herauf. Walburg meinte umzusinken, sie lehnte sich an

das Fensterkreuz. Durch eine zerbrochene Scheibe sah sie ihn den Weg zum See hinabgehen, das Eis betreten und im Nachtdunkel bei der Christlingerinsel verschwinden. An dem Schauer, der sie erfaßte, erkannte Walburg, daß die Nacht kälter denn eine zuvor zu werden drohe. Sie stieg wieder hinab in den Flur, das gänzlich erloschene Feuer und die Schneespuren, die Matthias hereingetragen, mußten ihr fast zu Wahrzeichen des Vorgefallenen werden. Mit der Gewißheit, daß sie nicht wüst geträumt habe, stellten sich bei Walburg schwere Sorgen ein. Aecht weiblich dachte sie zunächst an die kalte Nacht, an die Schrecken einer Wanderung in den Gebirgen. Kein Zweifel an den Geliebten selbst berührte heut das sorgenvolle liebende Herz des Mädchens.

Der Fischmeister kehrte von seinem Gang zurück, als sich Walburg schon besser gefaßt und begriffen hatte, sie sei Matthias ein gewisses Schweigen schuldig. Auf seine Frage nach dem Verlobten berichtete ihm die Tochter, er sei gekommen, aber nur um ihr mitzutheilen, daß er eine Reise plötzlich antreten müsse.

„Und da hat er mich nimmer erwarten können?“ fragte der Alte verdrossen. „Meinethalb — aber wenn er nach Baiern ist, muß es ihm blitzgeschwind gekommen sein. Gestern neckte ich ihn noch mit einer Fahrt nach heim und er sagte, daß er gar nichts Besseres möge, als Zeitlebens im Stift bleiben!“

Der Fischmeister stellte so wenig weitere Betrachtungen über Matthias' plötzliche Reise an, daß ihm das gedrückte und verschlossene Wesen des Mädchens nicht

einmal sehr auffiel. Walburg wagte nichts von dem Gang über den See und der Art wie Matthias erschienen und davongeeilt sei, zu sprechen. So verging der Abend im Schifferhause stumm und trüber, als irgend ein Abend seit langer Zeit. In der zehnten Stunde erhob sich ein wilder Schneesturm, Walburgs Angst wuchs bei jeder Erschütterung der Thüren und Läden des Hauses, und mehr als ein stilles Gebet glitt über die frischen Lippen, die so viel lieber in glücklicher Ruhe geküßt hätten. —

Als am nächsten Morgen, der spät und zögernd dämmerte, der Fischmeister zu seinen Knechten im Kahnhaus hinabging, fand er dieselben in ungewöhnlicher Erregung. Die Spielhahns- und Geyerfedern auf den hohen Spitzhüten neigten sich zusammt gegen den Hansjörg, der eben aus Berchtesgaden gekommen war. Der Ausdruck erschrockner Neugier lag auf allen Gesichtern. Und der Fischmeister brauchte nicht erst zu fragen, so ward ihm schon von allen Seiten entgegen gerufen, daß am verwichenen Tage die Kirche im „Läubli“ ihres Altargeräthes und des Gotteskastens beraubt worden sei.

Die ganze gefürstete Probstei Berchtesgaden zählte nur wenige Dörfer. Wohl aber gab es für die zerstreut liegenden Gehöfte, die Siedlungen an den Bergabhängen

und auf den Almen, die Hirten- und Jägerhütten einzelne Kirchen und Kapellen an günstig gelegenen Punkten des kleinen Berglandes. Die Kirche im Läubli gehörte zu diesen Pfarreien und in ihr war seit den ältesten Tagen des Stifts Messe gelesen worden. Für überreich galt sie nicht, weshalb auch der Fischmeister, nachdem er gebührend sein Kreuz über den Frevel des Kirchenraubs geschlagen, brummend äußerte:

„Nun möcht ich schon wissen warum einer, der die Sünd mal auf sich nehmen will, grad ins Läubli rückt. Es hat doch hier zu Land mehr Kirchen mit besserem Meßgeräth, als eben dort."

Ungefähr in ähnlicher Weise berichtete der Alte seiner Tochter das Vorkommniß. Walburg war viel zu sehr mit dem Gedanken an Matthias beschäftigt, um auf Anderes sonderlich Acht zu haben. Der Fischmeister, in der winterlichen Einsamkeit unbeschäftigt, am Nachmittag des gewohnten Gesprächs mit dem Verlobten der Tochter entbehrend, arbeitete sich gegen Abend durch die verschneiten Wege zum Wirthshaus von Unterstein. Von da kam er abermals mit Berichten über den Raub im Läubli, aber diesmal ungleich erhitzter und erregter zurück, als am Morgen:

„Denke Walburg," sagte er schon im Hereintreten, „der Räuber im Läubli hat einen viel bessern Fang gethan, als wir meinten. Unser hochwürdiger Fürst läßt einen Theil des goldnen und silbernen Geräths vom Hof an die Kirche geben, da ja, wie man meint, der Hofhalt doch ein Ende nehmen soll. Und im Läubli

haben sie just ein paar goldne Kelche und im Gotteskasten alte Kaiserducaten niedergelegt. Noch kein Mensch hat drum gewußt, als ein paar Diener des Probstes, der Hochwürdige begreift selbst nicht wie es hat auskommen mögen. Und man meint es müsse ein gewandter Mann gewesen sein, der so viel gewagt, kein hergelaufner Bursch oder Wilderer. Sie wollen allerhand Spuren gesehen haben, die vom Läubli gerade auf Unterstein zuhalten."

Der Fischmeister plauderte noch längere Zeit so weiter. Walburg, die zuerst kaum gehört hatte, was er sprach, ward — sie wußte selbst nicht warum — mit stockendem Athem aufmerksam. Und wenn der alte rauhe Schiffer irgend gewöhnt gewesen wäre auf seine Tochter aufzumerken, so müßte er jetzt wahrgenommen haben, daß dieselbe in unbeschreiblicher Verwirrung im Flur auf- und niederging. Auf dem Herd flammte ein lustiges Feuer, der ganze Raum war übermäßig erwärmt, aber Walburgs Glieder wurden plötzlich vom Frost geschüttelt, ein eisiger Schauer nach dem andern ging an ihrem Leibe nieder. Vor ihren Augen schien es gleichsam dunkel zu werden. Und der entsetzliche Gedanke, welcher sie erfaßt hatte, ließ sich nicht verscheuchen. Sie eilte aus dem Flur, die Stiegen empor in ihre einsame Kammer. Hastig glitt der Rosenkranz durch ihre zitternden Hände, verzweiflungsvoll schluchzte das Mädchen „nur das nicht Matthias, nur das nicht!"

Schon nach wenigen Augenblicken faßte sich Walburg besser. In ihrer Angst vernahm sie gleichsam den

Ton der letzten Worte wieder, die der Liebste gestern Abend zu ihr gesprochen hatte. Und wie ihr derselbe im Ohr klang, da wich zwar die Besorgniß nicht, aber siegreich begann ihre Liebe gegen den entsetzlichen Argwohn, der sich ihrer bemächtigt hatte, zu kämpfen. Vertrauen forderte Matthias, er hatte ein Recht darauf und Walburg fühlte sich unglücklich, daß sie es nicht so schrankenlos, so unbedingt zu hegen vermochte, als sie gern gewollt hätte.

Wäre nur Matthias zurückgekommen oder sie irgend über seine geheimnißvolle Reise im Klaren gewesen. Noch erwartete sie stündlich seine Wiederkehr. Aber der Abend schlich einförmig trübselig dahin, ohne dem bangenden Mädchen Beruhigung zu geben. Die Kälte stieg so anhaltend, daß selbst der greise Fischmeister, der nun vierzig Jahre am Königssee verlebt, sich auf nur wenige ähnliche Tage zu besinnen vermeinte. Die Schneestürme hatten ausgetobt, nachdem sie aus allen Schluchten und von den Höhen herab Sturzmassen des Schnees geweht hatten. Aber dafür trat der Frost mit verdoppelter Gewalt auf und schuf sich aus See, Felsen und Schneefeldern seinen eisschimmernden Palast. Unter dem Druck einer Kälte leidend, die durch kein Mittel mehr auch nur aus der Nähe des Herdes zu bannen war, welche den Nachbarn jeden Gang zu einander verbot, hatten Walburg und ihr Vater wenig Ursache sich der kalten Pracht, die vor ihren Fenstern starrte, gleiste und funkelte, zu erfreuen. Dazu empfanden Beide das Ausbleiben von Matthias, der Fischmeister

mit Unmuth und leichtem Anflug von Sorge, Walburg mit steigender Verzweiflung.

Denn ihr Auge war scharf und schärfte sich stündlich. Den Knechten, die nach Matthias fragten, den wenigen Nachbarn, die doch zum Besuche kamen, von Matthias' plötzlicher Reise sprachen und gleich auf den Raub im Läublikirchlein übersprangen, sah Walburg an, daß der furchtbare Verdacht, der sich ihrer bemächtigt, von Andern schon gehegt ward. Und immer todter, starrer ward es in der Seele des Mädchens. Sie kämpfte mit dem Bilde des stattlichen, offen und männlich dreinschauenden Verlobten gegen die fragenden Blicke der Andern, die ihr tief in die Seele schnitten, gegen die eigne täglich steigende Muthlosigkeit. Zu einer Stunde sagte sie mit aufleuchtenden Augen und wie trotzig gegen sich selbst: „Du bist doch der Wackerste mein Matthias." Zu einer andern aber drängten aller Argwohn, alles Mißtrauen, die ihre Liebe getrübt hatten, die längst verscheucht waren, gewaltsam wieder auf sie ein. Am nächsten Abend kam der Fischmeister von Berchtesgaden, wohin ihn der Probst beschieden hatte. Sein zorniges Gesicht verkündete nichts als Unheil. Walburg sah ihn so flehend an, daß er sich mäßigte und nur sagte:

„Matthias hätte zu keiner ungeschickteren Zeit aus dem Land gehen können. Im Markt sind die Menschen schier einig darüber, daß er die Kelche geraubt. Dein Vetter, der Salzschreiber, der ihn nie leiden mochte, hats von seinem Gesellen, dem Stumpf, herausgebracht, daß Matthias selbigen Tags nach dem Läubli gegangen ist.

Ich glaub nichts — ich nicht, des Matthias dreitausend Gulden stehen ruhig beim Amt, aber wo er bleibt — was ich denken soll, weiß ich nimmer!“

Walburg hörte die Bemerkung ihres Vaters über Matthias' Geld, die so entscheidend war, nicht. Die Gewißheit, daß er überall, auch da wo man ihn am besten kannte, in so furchtbarem Verdachte stehe, beraubte das Mädchen alles klaren Nachdenkens. Zum Schmerz getäuscht zu sein gesellte sich die drückendste Furcht für Matthias, wenn er doch unschuldig wäre.

Wenn er doch unschuldig wäre! So rief es zwischen dem bestrickenden Argwohn hinein, und Walburg suchte sich an die letzte Begegnung, wo er Vertrauen gefordert, anzuklammern. Aber wenn sie sich die Einzelheiten ins Gedächtniß zurückrief, sprach alles gegen Matthias! Die scheue Hast mit der er kam, die Decke und die Lebensmittel, die er zur Reise gefordert, der wirre beeiste Bart, das blasse Gesicht — es blieb nichts als der Klang seiner Stimme, der ihr noch immer im Ohr tönte, der stärker und stärker ward, je mehr jede andere Hoffnung verschwand. An diesem Abend kam auch der Salzschreiber zum Schifferhaus. Er fand Walburg so niedergeschlagen, so kranken Aussehens, daß er sich mit dem Fischmeister allein zusammensetzte und ihm gleichsam beiläufig von den vielen schlimmen Gerüchten, die über den verschwundenen Matthias Hein umherliefen, erzählte. Er konnte sich freilich nicht versagen, gegen Walburg kurz hinzuwerfen, „der wackere Matthias muß drängende Ursach zum Reisen gehabt haben bei diesem

Winterwetter!" Und als das Mädchen zusammenzuckte, überflog ein höhnisches Lächeln das faltige schlaue Gesicht. Aber er schien doch an dem Gespräch nicht haften zu wollen, er wich den Fragen des erbitterten Fischmeisters aus und lenkte die Rede auf den Gegenstand, der die Gemüther der Thalbewohner in diesen Tagen neben dem Raub im Läubli erregte — die bevorstehende Aufhebung des uralten Stiftes.

Wer nichts von den äußern Welthändeln wußte, dem mochte dieselbe doch unglaublich scheinen, wenn er des folgenden Mittags den Fürstprobst mit dem alten Gepräng im Geleit der Hofdienerschaft aus dem Schlosse zu Berchtesgaden nach dem Königssee fahren sah. Die Schlitten klingelten und klirrten lustig durchs Thal und mancher ehrliche Bauer der Schönau, der den prunkenden Troß an sich vorüberfliegen sah, konnte murmeln, „hat gute Wege mit dem Aufhören", „schaut nicht aus wie Aufhören." Wer freilich dem geistlichen Fürsten selbst ins Antlitz sehen und die sorgenschwere Miene desselben hätte wahrnehmen können, müßte wohl zum Glauben gekommen sein. Der Fürst behielt bei alledem den Blick für seine Umgebungen. Als am Schifferhaus die Pferde gewechselt wurden, um nach altem Brauch eine Schlittenfahrt über das Eis zum Schloß Bartholmä zu wagen, schlug er die verhüllenden kostbaren Pelze zurück und ließ sein Auge über die Umgebungen des Hauses gleiten. Er winkte seinem alten Fischmeister einen gnädigen Gruß, wurde aber im selben Augenblick der blassen verstörten Walburg, des sonst so kecken

Mädchens, ansichtig. Nach einem Augenblick Besinnen ließ er sie an seinen Schlitten heranrufen. Walburg kannte den Probst seit Jahren, sie hatte sich nie vor ihm gescheut und näherte sich jetzt seinem Schlitten zitternd. Heiduken und Läufer traten zurück, der Fürst bog sich ein wenig über den Rand. Walburg erwartete bebend seine Anrede. Er versuchte zu lächeln und sagte dann so gütig er vermochte:

„Du bist traurig Walburg — Dein Schatz ist verschwunden! — Gott legt uns manchmal Schweres im Liebsten auf, wir müssen darum nicht gleich verzagen!"

Walburg schlug ihr thränenerfülltes Auge gegen den Fürsten auf und dieser fuhr einigermaßen hastig fort:

„Der Matthias Hein war ein wackrer Bursch und wir hätten ihm die beste Dirne im Lande wohl gegönnt. Du mußt wissen mein Kind, daß ich dem Geschwätz nicht geglaubt habe, das ihn zum Kirchenräuber macht. Matthias Hein war kein Frevler —"

„Dank, Dank Euer Gnaden!" rief das Mädchen — ihr Gesicht strahlte. Der Probst sah sie betroffen an und sprach kopfschüttelnd weiter:

„Nein, den Raub im Läubli hat er nicht begangen. Das freilich steht fest, daß er an dem Tage dort gesehen worden ist, von Vielen gesehen worden ist, Gott mag wissen was er dort oben gesucht hat. Verschwunden aber ist er auch seit jenem Tage, keine lebendige Seele hat ihn mehr wahrgenommen. Schau auf mein Kind, bitt zu Deinen Heiligen — die Räuber werden ihn erschlagen haben, und wenn sie die Gerechtigkeit

nicht erreicht, so werden sie Gott nimmer entgehen! Bete für den armen Matthias."

Hier flog der Schlitten des Fürsten, und der, welcher ihm folgte. Die Pferde der Piqueurs stampften über das Eis, die Läufer, welche Schlittschuhe angelegt hatten, glitten in kühnen Bogen vor den Pferden dahin. Walburg sah nichts, vernahm weder Schellengeläut noch Peitschengeknall. Vernichtet, ins Herz getroffen stand sie, — der arglose Fürst mit seinen schlimmen Befürchtungen hatte ihr Gewißheit gegeben. Sie wußte ja genau, daß Matthias nicht erschlagen war, sie hatte ihn gesehen, als er vom Läubli kam! Von ihr hatte er die Mittel zur Flucht begehrt und Vertrauen dazu. Das gequälte Mädchen konnte nicht länger an sich halten, in einem lauten Aufschrei machte sich ihr Schmerz Luft. Der Fischmeister sprang hinzu — er mußte sein Kind zum Haus führen. Ingrimmig knirschte er:

„So sollen die Recht haben, die es eine Schande heißen sein Kind dem Fremden zu versprechen. Wenn man nur eine Mauer ums Ländel bauen könnte, daß keiner den Weg zum See fände!"

Walburg schien gleichsam erstorben. Ihr Vater mochte schelten und wüthen oder sie bemitleiden, sie ging ihren Hausgeschäften nach, antheillos, mechanisch, in einer immer neu bekämpften und stets wiederkehrenden Erschöpfung. Ihr Gesicht schien in todter Gleichgültigkeit erstarrt. Die blauen Augen blickten matt über die gewohnten einst lieben Umgebungen und den Wenigen entgegen, welche in das Schifferhaus eintraten. Seit

dem Augenblick, in dem Walburg die Gewißheit erlangt zu haben glaubte, daß ihr Matthias, der wackerste stattlichste Mann, ein Verbrecher geworden sei, seitdem lohnte es der Mühe nicht mehr an irgend etwas zu denken. Walburg begriff sich selbst nicht, als sie den Wunsch in sich entdeckte zu erfahren ob er glücklich in Sicherheit gekommen sei.

Das Mädchen meinte nicht noch einmal erregt werden zu können. Der dritte Tag schlich hin, starr, eintönig — grauen Himmel, Frostschauer, Oede in jeder Minute bringend. Am nächsten Morgen versammelten sich am Herd im Flur die Knechte, die der Fischmeister auch den Winter über mit der Ausbesserung von Schiffen und Kähnen beschäftigt hielt. Walburg bereitete ihnen das Frühmahl, das in der Regel schweigend verzehrt ward und an dem auch ein Holzfäller oder einer von den fürstlichen Jägern theilnehmen mochte. Die letzte Plauderlust war seit der Fahrt des Probstes nach Bartholmä aus dem Schifferhaus verschwunden. Und wenn Walburg heute auf die Rede des Forstwarts am Regen hörte, der für den strengsten Winter sein Quartier in Berchtesgaden hatte und viel zum Schifferhaus kam, so geschah es nur, weil ja sonst Niemand sprach.

„Weiß kaum was ich davon halten soll, Fischmeister," sagte der braunbärtige Forstwart. „Die Holzfäller, die vom Seetauern kommen, wollen am Obersee seit etlichen Tagen einen Rauch gesehen haben, der aus Eurem Kahnhaus aufsteigt. Ich muthmaße, daß sich ein Wilderer da versteckt hält, — die Holzfäller haben nichts

weiter wahrnehmen können, sind zu fern vom Obersee. Aber den Rauch haben sie gesehen und ich will dieser Tage einen Gang dahinter thuen, um nach dem Rechten zu schauen. Ist das Eis sicher?"

Der Fischmeister nickte bejahend, der Forstwart gab sich zufrieden und beschäftigte sich mit seiner Pfeife. Die Knechte, die alle mit offnem Munde der Erzählung gelauscht hatten, fanden an derselben nichts Absonderliches und begaben sich hinab an den See und an ihre Arbeit. Nur Walburg hatte während der Rede des Forstwarts mit einem Male eine ungewohnte Erregung verrathen, ihre Hand legte sich wie zur Stütze auf den Rand des Herdes, ihr bleiches Gesicht röthete sich. Zitternd gedachte sie daran, daß der Verschwundne den Weg über das Eis und vielleicht zum Obersee genommen habe. Die Möglichkeit, daß Matthias noch in ihrer Nähe sei, überwältigte sie. Mit einem Schlage kehrten verlorne Zweifel, schwache Hoffnungen, alle Empfindungen der Liebe zurück. Sie wußte ihn in ihrem Bereich und sie dachte ihn zu sehen. Vielleicht war er kein Frevler, kein Kirchenräuber, und wenn er es war, dann konnte sie ihm mit zürnendem Blick begegnen, sie konnte ein Wort der Entschuldigung hören, — vor allem sie konnte ihn retten! —

Walburg war gebeugt, und die Hoffnung, die sie jetzt seit einigen Minuten umsonst von sich abzuwehren suchte, welche ihr schmeichelte, sowie sie für gewiß annahm, daß Matthias ihr nahe sei, — selbst diese Hoffnung konnte ihr nichts von der alten raschen Entschlossenheit ihres Wesens zurückgeben. So raschgefaßt ihr Ent-

schluß war, noch an diesem Morgen den Weg zum Obersee zu wagen, so sehr zögerte sie mit der Ausführung. Sie stahl sich förmlich vom Hause hinweg und rief nur Hansjörg, dem schwarzbärtigen Schiffer, der auf dem Eis stand, zu, daß sie einen Gang nach Bartholmä thun wolle.

Einen Gang! sagte sie. Doch sobald sie die Felseneinsamkeit um sich, den riesigen Eisspiegel des Sees vor sich sah, begannen ihre Pulse fiebrisch zu schlagen, ihre Schritte beflügelten sich, hundert Bilder stiegen vor ihr auf. Alle Möglichkeiten, wie sie den Verlobten finden, was er ihr sagen könne, durchflog ihre Sinne, kein Gedanke, daß sie sich täusche, überkam sie. Aber das Weh, das dumpf in ihr gelegen, ward gelöst, sie empfand brennende Schmerzen, sie schluchzte wild und lachte dazwischen auf, wenn sie wieder einmal flüsterte: er kann doch unschuldig sein. Aus den Felsenspalten zur Seite pfiff der Nordwind, löste das Tuch über ihrer Haube, wühlte in ihren Gewändern. Walburg eilte über das Eis, als trüge sie Stahlbügel statt der Schuhe an ihren Füßen. Sie sah nicht einmal um sich, die ganze winterliche Pracht des weiten erstarrten Wasserbeckens, seiner hohen, beschneiten, eisschimmernden Felsränder war für sie nicht vorhanden. Todte Stille herrschte auf den Eisfeldern. Nur die Thürme vom Schloß Bartholmä, die Bäume des Vorlandes, die ihre kahlen Aeste in die Winterluft streckten, mahnten an menschliches Leben. Walburg wich von dem Pfade dorthin, der einigermaßen gebahnt schien. Sie wendete sich über das Eis nach

dem linken Ufer des Sees. Gezwungen stellte sie dort die Hast ihrer Schritte ein, die sich zuletzt zum stürmischen Laufe gewandelt hatten. Denn hier war die Winterdecke des Sees zerrissen, zerklüftet, mächtige Eisblöcke starrten empor, Lachen von schmutzigem Wasser verriethen gefährliche Risse des Eises. Mühsam gelangte Walburg vorwärts, lange währte es, ehe sie Schloß und Vorland hinter sich erblickte. Und je mehr sie sich dem Ende näherte, um so gefährlicher ward der trügerische Boden unter ihren Füßen, um so öder und todter die weite winterliche Einsamkeit. Das Mädchen hatte schon längst keinen klaren Gedanken mehr, wie im Traume strebte sie ihrem Ziele entgegen. Und als sie jetzt am Ende des Sees auf die zerklüftete Saletalp trat, wo herabgestürzte Felsen den Königssee vom Obersee trennen, athmete sie tief auf und schaute um sich. Nie war ihr der einsame Felskessel unheimlicher erschienen. Rechts und links und im Hintergrund ragten die starren, riesigen Felswände finster empor. Schwere Schneemassen waren von ihnen herab und weit in die Alp hineingestürzt. Eisiger noch als auf dem See erschien die Luft zwischen diesen Geklüften. Walburgs Hoffnungen schwanden — nur ein Frevler konnte hier Zuflucht suchen!

Sie raffte sich auf, um vorwärts zu schreiten und tauchte eben zwischen den Felsblöcken empor, die sich in der Mitte der Landzunge thürmen. Sie sah das Dach des Kahnhauses am Obersee. Aber plötzlich sank sie zu Boden. Ein Schuß, rollend, zwischen den Steinwänden fünfzigfach wiederhallend, blitzte, — ein entsetzter Schrei

gellte auf. Walburg, zusammengeknickt, klammerte sich an den nächsten Block. An ihr vorüber flog in rasender Eile ein Mann, seine Arme belastet, — eben stürzten die Bündel, die er trug, zur Erde, goldne Münzen, Kelche und Leuchter rollten hierhin und dorthin, zwischen die Steine, in den Schnee. So blitzschnell der Mann vorüber flog und jetzt bereits auf dem Eise des Sees dahinstürmte, — Walburg hatte ihren Vetter, den Salzschreiber erkannt. Sie schrie laut auf, wie ein Blitz durchfuhr sie der Gedanke, „jetzt muß Matthias unschuldig sein!" Rasch sprang sie empor, starrte noch einmal auf die goldblinkenden Kelche und Münzen und stürzte dem Kahnhaus zu, das ihr Lösung des Räthsels bringen sollte.

„Matthias!" — „Walburg!" Die Namen hallten sich entgegen, Walburg sah den Verlobten in einem Winkel des wüsten Balken- und Bretterhauses liegen, mit der Decke umhüllt, die er von ihr entnommen. Walburg erblickte das gefurchte kranke Gesicht, sah wie zugleich ein Lichtschein und ein Zucken des Schmerzes über Matthias' Züge flog, als sie an sein Lager eilte. Ehe ein Wort über ihre Lippen kam, rief Matthias:

„Den Mann — um aller Heiligen willen den Mann? Hast Du ihn erkannt, Walburg?"

„Meinen Vetter, den Salzschreiber? Was ists mit ihm? Was liegst Du hier? Und Du hast geschossen?!" Walburgs Augen blickten starr auf Matthias, während sie sprach. All das Plötzliche, Räthselhafte hatte sie überwältigt. Noch immer nahm sie nicht wahr, daß Mat-

thias sich nicht von der Stelle zu erheben vermochte. — „Dein Vetter, der Kirchenräuber!“ schrie der junge Mann gegen ihre Frage auf. Dabei fiel die Büchse, die noch immer in seiner linken Hand geruht hatte, klirrend zu Boden, sein Haupt lehnte sich an die Brust des Mädchens, das neben ihm hingekniet war.

„Mein Vetter? Und Du, Matthias, Du weißt nichts vom Raub im Läubli?“ flüsterte Walburg.

Dunkle Röthe überhauchte das blasse kranke Gesicht des jungen Mannes, schmerzlich stöhnend sagte er:

„Also doch Walburg! Also doch! Ihr habt mich einen Räuber geglaubt, während ich —“

„Was ists mit Dir — was hat Dich davon getrieben, warum verweilst Du hier? wie kamst Du zu dem allen?“ fiel Walburg drängend und ohne auf den Vorwurf zu erwiedern ein.

„Ich konnte ja nimmer davon,“ sagte Matthias schmerzlich. „Ich hätte hier verderben können, wenn Du nicht gekommen wärst, Walburg. — Ich hab ja den Fuß gebrochen und mich kaum hier herein geschleppt.“

Bestürzt blickte Walburg auf den Kranken. Dieser aber fuhr mit Aufbietung aller Kräfte fort:

„Der Böse, der sein Spiel mit uns hat, trieb mich gerade an jenem Tage nach dem Läubli, wo der Raub geschehen ist. Du weißt doch Walburg, daß ich immer gern umherstieg. Ich war müd geworden und suchte in der Kapelle im verschlossenen Stuhl des Meßners Zuflucht. Dort schlief ich zur unglücklichen Stunde ein. Plötzlich erweckt mich Geräusch, Stimmengewirr, ich

meine, daß es Andächtige sind, halte mich still, höre allerlei unverständliche Worte, zuletzt aber ganz deutlich den Ruf „am Obersee“ und Schritte, die aus der Kapelle gehen. Nun trat ich aus meinem Stuhl hervor — und just, als wenn ein Blitz vor mir ins Gestein schlüge, ward mir zu Muth, als ich den erbrochnen Gotteskasten und den beraubten Altar wahrnahm! Ich stürzte wie rasend hinaus, glaubte die Spur der Räuber zu haben und gerieth auf falsche Fährte! Und Walburg, ich hatte zehn Leuten und mehr begegnet, als ich zum Läubli hinaufstieg! Wie ein Fieber kam der Gedanke über mich, daß ich selbst für den Räuber gelten könne! Ich hatte keinen klaren Gedanken, kein Besinnen mehr. Mir fiel nur bei wie viel Mal mich falscher Verdacht an der Ehre geschädigt, seit ich hier im Thale bin, und ich schwur, daß mir diesmal kein Blick und kein Wort zu nahe treten sollte! Ich hätt aufschreien mögen über mein Mißgeschick und wollt es wenden, ehe es zum Schlimmsten käm. Das Wort „am Obersee“ hallte mir in den Ohren — ich mußte den Räubern dahin nach! So stürmte ich zu Dir, zu Deinem Hause, raffte zusammen, was mir das Nöthigste schien. Ich war gewiß, daß die Räuber hieher kommen müßten, und Nacht und Tag dacht ich ihnen aufzulauern!“

„Und stürztest davon,“ fiel Walburg mit leisem Vorwurf ein, „sprachst kein Wort zu mir, ließest mir weder Trost noch Rath, dachtest nur an Deine Ehre, nicht an meine Sorge!“

„Konnt ich das Aergste fürchten!“ entgegnete

Matthias. „Andern Tags hofft ich zurück zu sein. Ich machte im Dunkel den Weg über den See, ich kam an die Alp, war noch frisch und im hellen Zorn über die Schurken. Wie ich aber den Weg zu diesem Haus in der Nacht und in meiner Hast suchte, gerieth ich draußen zwischen die Blöcke, stürzte und brach den Fuß morsch entzwei. Ich weiß selber nimmer, wie ich mich noch hier hereingeschleppt. Hier mußt ich nun frierend, schier verzweifelnd liegen bleiben. Ich wand mich in Schmerzen, dacht auch ein paar Mal, ob ich am Büchsenkolben bis Bartholmä kommen möchte, es war unmöglich. Draußen aber blieb Alles still und stumm, ich harrte umsonst, daß die Räuber aus dem Läubli kommen sollten. So sind Nächte und Tage hingegangen, ich hatte alle Hoffnung aufgegeben. Um nicht in Verdacht zu kommen war ich hierher geeilt und ich dachte es wohl, daß nun mein Ausbleiben den Verdacht erst wecke. Gestern sah ich durch den Balkenriß dort Holzfäller am Seetauern, versuchte sie zu rufen, zündete aus den Spänen da ein Feuer, es blieb umsonst. Und diesen Morgen hört ichs über die Saletalp kommen, Schritte eines Mannes. Ich konnte mich halb aufrichten, nach der Büchse greifen. Ich sah hinaus zum See, dort hinüber, die Gestalt kam mir bekannt vor und das Gesicht erkannte ich doch nicht. Ich sah ihn zwischen den Steinen wühlen, wälzen und heben, aufsteigen, da durchfuhr michs, ich glaubte Kraft und Sicherheit zu fühlen, rief ihn so stark ichs vermochte Räuber an und sandte ihm den Schuß nach. Wie ich ihn aber doch davonstürzen,

mir aus den Augen entschwinden sah, da sank ich zurück, als seis mit mir vorüber!“

„Nichts ist vorüber! Nichts ist umsonst!“ rief Walburg, die jetzt die hervorquellenden Thränen nicht länger verbergen wollte. „Mein armer Matthias! Du hast nicht wohl gethan, so viel Vertrauen von uns zu fordern und keines zu schenken. Aber Du hast zu hart büßen müssen! Wie es mit dem Raub im Läubli und dem schlimmen Vetter war, wollen wir schon erfahren. Alles wird gut werden, jetzt laß mich sorgen!“

Sie küßte Matthias wieder und wieder. Dann trat sie entschlossen an den Obersee hinaus, ging nach der Stelle, wo in einer Art Höhle die geraubten Sachen verborgen gewesen waren. Sie suchte bei den Felsblöcken Geräth und Goldstücke zusammen, steckte das Tuch, das der Salzschreiber fallen gelassen, sorgfältig zu sich. Den Raub trug sie ins Kahnhaus, zündete für ihren Kranken ein Feuer an, zu dem sie ruhig die Sitzbänke aus den Kähnen brach. Dann verließ sie ihn unter liebevollem Zuspruch auf wenige Stunden. Sie schritt über die Alp und das Eis nach Schloß Bartholmä um Hilfe zu begehren.

Der Fischmeister des Fürstprobstes hatte heut einen bösen Tag gehabt. Als der Hansjörg zu ihm kam und ihm den Gang seiner Tochter nach Bartholmä berichtete, überkam ihn ein Unmuth. Mit richtiger Ahnung murrte er in sich hinein, „gewiß ists um den Matthias, daß sie den Gang thut“ — suchte aber vergebens nach einem Zusammenhang der Sache. Bittre und gallige Gedanken,

daß er, ein so alter Fuchs wie er sich selbst taufte, von Matthias getäuscht worden sei, quälten ihn aufs neue.

Wie aber der Alte bei seinem einsamen, späten und spärlichen Mittagsessen, das er sich selbst bereitet hatte, saß, ward er von dem plötzlichen Erscheinen seines Vetters, des Salzschreibers, betroffen. Er liebte ihn so wenig, als dieser ihn, sein Erscheinen im Schifferhaus am See hatte fast immer schlimme Stunden bereitet. Aber es war unmöglich theilnahmlos zu bleiben für die ersichtliche Angst, die sich in den Zügen des Schreibers aussprach. Dazu war der Anzug so wirr und von eiliger hastiger Wanderung verschoben, daß der Fischmeister den Augenblick nicht erwarten konnte, in dem sein Verwandter sprechen würde. Dieser aber hatte sich auf die Holzbank geworfen, rastete, scheu umhersehend und begann erst nach langer drückender Weile:

„Hast Du Geld im Hause Jacob? Gieb mir was Du entbehren kannst, — giebs auf der Stelle. Ich muß fort aus dem Lande — habe keine Zeit zu verlieren. Der Schande entflieh ich nicht, aber wenn Du mir helfen willst, der Strafe. Starr mich nicht so an, Deine Walburg wird Dir sagen können, was ich meine. Und besinne Dich, nicht lange, gieb mir, was Du vermagst!“

Der Fischmeister heftete einen halb zürnenden, halb entsetzten Blick auf den verstörten Mann. Dann warf er rasch die Thür des Schrankes, der im Flur stand, zurück, riß aus einem der Fächer desselben einen Beutel hervor, den er dem Vetter ohne ein Wort zu sprechen

in die Tasche seines Rockes schob. Dann reichte er ihm die Hand, die der Salzschreiber ohne jede Bewegung nahm. Zwei Minuten später war er schon aus dem Hause getreten, der Alte sah ihm nicht nach, sondern fiel betäubt und von Allem, was sich um ihn thürmte, überwältigt, auf seinen Sitz zurück. Zu dem Wehgefühl, einen wenn auch ungeliebten Verwandten landflüchtig werden zu sehen, gesellte sich in seinem Herzen die bitterste Erinnerung an Matthias.

„Von dem Salzschreiber," sprach er ingrimmig, „hab ich seit Jahren nichts Gutes mehr verhoffen können. Der war ein Schleicher, ein Kriecher, ein Verschwärzer, — dabei man fährt wie er nun gefahren ist! Mag er davon kommen! Aber auf den Hein, auf Matthias, hätt ich so hoch geschworen als auf den heiligen Bartholmäus! Und nuns mit ihm so schlimm ausgegangen ist, möcht ich, daß ich doch lieber die Thür meiner Hütte vor aller Welt vernageln dürfte!"

Der Fischmeister behielt nicht viele Stunden Zeit über seinen letzten Satz nachzusinnen. Denn es wollte eben Abend werden, als Walburg in das Häuschen am See trat. Ihr Gesicht sah ernst — aber nur ein blödes Auge hätte den Schimmer von Glück und Hoffnung, der auf ihre Mienen zurückgekehrt war, nicht wahrnehmen können. Sie eilte auf ihren Vater zu, umschlang, was in Jahren nicht geschehen war, seinen Nacken und berichtete in fliegenden hastigen Worten die wunderbaren Erlebnisse des Tags. Nur da stockte sie, wo sie erzählen sollte, daß sie den Vetter aus Berchtes-

gaden erkannt, daß er vielleicht beim Raube betheiligt sei.

„Kein Vielleicht,“ fiel der Fischmeister kurz ein. „Ich weiß Alles — ich will nichts weiter hören. Hoffentlich habt ihr das geraubte Gottesgut beisammen. Ich geh morgen selbst zum Probst, stelle Alles zurück und bitte ihn, daß er noch einmal Gnade übt, wo ers vielleicht zum letzten Mal kann. Aber wenn ich das ganze Ländel geschenkt bekäm, wär mirs nicht halb so lieb, als daß Dein Matthias unschuldig ist.“

„Sie bringen ihn!“ rief auflauschend Walburg, die vom Falkenstein an vorangeeilt war. Und mit ihrem Vater trat sie vor die Thür der Hütte, welche der Fischmeister nicht verschloß, sondern weit öffnete. Ueber das Eis des Sees, fast auf demselben Pfade, den er so wild davon gestürmt, trugen vier kräftige Männer von Bartholmä den Matthias. Und wenn der Fischmeister im Gedanken an seinen Vetter nicht hell aufzujauchzen vermochte, so durfte doch Matthias über seinen Empfang nicht klagen. Walburg sorgte, daß einer der Männer nach dem Städtchen eilte, den geschickten Bader noch am Abend an den See zu rufen. Sie selbst aber nahm ihren Platz neben dem sorglich bereiteten Lager und lächelte den Kranken an: „So, hier ist mein Platz bis Du genesen aufstehst. Und nun sollst Du Vertrauen zu mir hegen, ich hab ein Recht darauf und wills so trotzig fordern wie Du!“ Der Blick aus Matthias' Augen war Walburg Bürgschaft, daß sie nicht zu fordern brauche und ihr Alles gewährt sei. Sie wußte, daß jetzt noch

halbtrübe Tage bevorstanden, aber kein Argwohn zwischen vergangenem und künftigem Glücke liegen könne. Und so waltete sie ihrer Pflicht mit heitrem Muthe und fühlte, daß in schweren Tagen und mit bittern Schmerzen das heilige unverbrüchliche Vertrauen, die höchste Weihe der Liebe, für jetzt und für immer gewonnen sei.

Am Wildbach.

Am Wildbach.

Seitab der Ramsau, die lauschig und laubig zwischen den Bergriesen der Berchtesgadener Alpen hingeschmiegt liegt, führt ein Fußsteig zur Wimbachklam.

Je näher der Wanderer ihren Felswänden kommt, um so schmaler wird der Pfad. Eiskühle Luft haucht ihm selbst am gewitterschwülen Sommertag entgegen. Eine letzte Biegung und weithin schieben sich zwei dunkle Felsmassen so nahe zusammen, daß nur Raum für den Fußsteig und ein tosendes Gebirgswasser bleibt, welches sich in hundert und aber hundert kleinen Fällen und Strudeln donnernd und schäumend zwischen den starr und hoch emporsteigenden braunen Wänden hindurch zwängt. Aus jedem Riß der Felswand schießt das Was-

ser, im mattgrünen Licht, das von oben durch überhängende Sträucher spärlich herabfällt, nur brausende Wirbel, aufsprühenden Schaum, nirgends einen hellen Spiegel zeigend. Einige tausend Schritte führt der Weg durch die feuchte, dämmerige, eisige Enge, in der jeder andere Schall vom Rauschen der Wasser verschlungen wird. Weiterhin mündet die Windbachklam auf eine Thalwiese. Die Bewohner der Ramsau und ihre Nachbarn sind mit dem schmalen Pfade wohl vertraut und schlagen ihn wie jeden andern Weg bei Tag und Nacht ein. Aber selten verwenden sie viel Zeit auf die Betrachtung des wundersamen Schauspiels, das die Klam gewährt.

Selbst der Lehrer von Unterstein, der heute, am hellen sonnigen Augustmorgen, einen Ausflug zum Hirschbühl unternahm und sich, mit raschem Seitensprung, die Windbachklam beschaute, schritt ziemlich eilfertig hindurch und hielt nur bei einigen besonders prächtigen Cascatellen inne. Sein Erstaunen war daher gerechtfertigt, als er mitten auf dem schmalen Pfad, über das hölzerne nasse Geländer gebeugt, einen Mann wahrnahm, der unbeweglich in den Strudel hinunterstarrte. Er erkannte augenblicklich in der Gestalt mit grauer Joppe und schwarzem spitzen Hute, den landüblich Gemsbart und Hahnfeder schmückten, Ambros, den jungen Förster aus der Ramsau. Der schien in der Frühe von einem Schießstand auf den Bergen niedergestiegen, so überwacht und wenig festtäglich war sein Aussehen. Daß die Schuhe tief niedergetreten, die Strümpfe wie die

nackten Knie des Forstmanns beschmutzt, Joppe und Hut mannichfach verdrückt waren, fiel dem Untersteiner um so mehr in die Augen, als er Ambros von mancher Jagd schmuck und stattlich hatte zurückkehren sehen. Aber beim Näherkommen erschrack er über das müde, erdfahle Gesicht des Försters mehr, als er über dessen Anzug erstaunt war. Ambros starrte unbeweglich in die Tiefe, merkte den Näherkommenden nicht, so fest auch der Lehrer seine Füße auf die Felsplatten setzte. Erst als ihn die Hand des Herangekommenen berührte, fuhr der Förster auf und wischte mit der Hand die Tropfen vom Gesicht, mit denen ihn die sprühenden Fälle der Klam bedacht hatten.

„Grüß Gott, Lehrer!“ sagte er etwas verwirrt. „Wo kommt Ihr her und was treibt Ihr hier?“

„Möcht Euch fragen, Ambros!“ war die Erwiederung. „Ihr lehnt hier, als wärt Ihr ein Wegzoller und sperrt den Leuten den Steig. Was thut Ihr in der Klam? Schafft, daß Ihr nach Hause kommt, sie haben schon zweimal zur Messe geläutet!“

Ambros wendete sich von dem Sprecher halb ab.

Der Lehrer wußte nicht sicher, ob er wiederum Tropfen vom Wasserfall oder Thränen, die über das wetterbraune bärtige Gesicht rannen, abtrocknete. Jedenfalls raffte er sich zusammen und sagte mit trotzigem Ausdruck:

„Das Wasser thut mirs an! Meint Ihr nicht, Herr Joseph, daß man allweil Frieden hätte, wenn man drunten läg? —“

In wirklicher Entrüstung ergriff der junge Lehrer den Arm des Försters und rüttelte den starr dastehenden Mann, so stark er irgend vermochte. Mit strafendem Ton sagte er:

„Seid Ihr bei Sinnen, Ambros? Seid Ihr ein Mann? Bittet zu Euerm Heiligen, daß Euch die Sünde vergeben wird! Ihr habt ein schlimmes Weib, wie man sagt. Hat sie Euch so um allen Muth gebracht, daß Ihr meint, der letzte Kreuzer sei verspielt und Ihr müßtet stracks die Seele wider den Teufel setzen? Wißt Ihr nicht aus noch ein im Hause? Schafft Euch Ruhe oder tragt Euer Kreuz in Geduld! Aber führt nicht wieder solche Reden und vermeidet den Steig hier, wo Euch der Böse belauert! Warum habt Ihr die Veva vom Sägemüller genommen? Ihr hättet im königlichen Brot die paar Gulden auch nicht gebraucht!“

„Wenn Ihr es nicht wäret, Lehrer,“ entgegnete der Forstmann nachdrücklich, „so sollte mir keiner das sagen! Sehe ich aus wie ein Mann, der nach Gulden gefreit hat? Und wenn mich mein Weib zum Teufel treibt, muß sie doch andere Gewalt über mich haben als ihr Einbringen und Erbtheil! Ihr hättet das nicht sagen sollen, Herr Joseph; — es ist schon hart genug, was ich tragen muß! Braucht mir keiner den Kopf noch wüster zu machen! Herr, wenn man ein Kind im Hause hat, das zum Sterben krank ist, und kann nicht in seinen vier Wänden dauern und wird von seinem Weibe mit Schimpf und Hohn hinausgetrieben — Himmelvater, soll man da nicht mit gleichen Füßen hier hineinspringen?“

Die bleichen Wangen des jungen Försters hatten sich geröthet, die müden Augen waren blitzend geworden, seine kräftige, etwas breite Gestalt stand beinahe herausfordernd dem Lehrer von Unterstein gegenüber. Doch zeigte er sich willig genug, als der unverzagte Mahner ihn antrieb, auf dem schmalen Pfade vorwärts zu gehen und dabei sagte:

„Kommt mit hinaus in Gottes Sonnenschein, Ambros, daß Euch die wüsten Gedanken verfliegen! Erzählt mir von Euerm Leid, wenns Euch das Herz erleichtern kann! Ihr habt hier nichts zu schaffen, ein rechter Jäger sollte nimmer zur Wimbachklam kommen!“

„Da trefft Ihr das Rechte, Schulmeister! Ich hätte nimmer hierher kommen sollen! Wäre besser für mich und meine Veva, für dies und jenes Leben gewesen!“ erwiederte der Förster und schritt dem vorwärts drängenden Lehrer, welchen zwischen den feuchten dunkeln Wänden bereits fröstelte, entschlossen voran.

Beide hatten bald den Ausgang ins Freie erreicht. Die Waldwiese, auf welche die Wimbachklam ausmündet, schimmerte im Lichte, das doppelt erquicklich nach der feuchten dunkeln Enge wirkte. Der Morgen näherte sich dem Mittag, die Sonnenstrahlen vergoldeten die Bergwände wie die Fläche, auf welcher Ambros und der Lehrer jetzt standen. Die scharfzackigen Umrisse der Felsen schwammen im dunkeln Blau. Am Rain regte sich tausendfältiges Leben, vom Vogel bis zu den Hunderten surrender Insekten. Joseph, der Lehrer, athmete tief auf, aber der Forstmann stampfte in neuem Unmuth den Boden.

„Ihr hättet mich eben drin lassen sollen! Mir taugts nicht, wieder hierher zu kommen. Gelt, Ihr denkt, ich sei ganz wüst und verstört. Aber schaut nur her, das ist der Fleck, auf dem ich mit der Veva gestanden und gemeint hab, ich könnte selbst Euern reichen Grafen, den Arco, verlachen. Vor Glück und Jubel hat mir damals das Herz gehämmert und ich hätte wissen sollen, daß es für mich gar kein Glück mehr geben konnte nach dem da drinnen!“

„Jetzt erzählt wie ein Christenmensch vernünftig und daß man spüren kann, was Ihr meint!“ fiel ihm Joseph mit einer gewissen Ungeduld ins Wort. „Ich will Euch gern anhören und trösten, wenn ichs vermag. Aber wissen muß ich halt erst, wo es fehlt. Bei Euerm Weib und Euch! Wenn ein Geschirr sich wirrt, so vertritt der eine Gaul den Strang und der andere verreißt ihn!“

„Das ists auch!“ rief Ambros leidenschaftlich und warf sich in völliger Ermüdung am Rain hin, Kopf und Arm auf eins der vielen umhergestreuten Felsstücke stützend. „Ich hab den Anfang gemacht und die Veva wirds zum Ende bringen. Denn so kanns nimmer fortwähren, wie es seither gegangen ist! Ihr wißt eben nichts davon — es wird erst Martini ein Jahr, daß Ihr nach Unterstein kamt. Schaut, Herr Joseph, ich war nicht immer der Lump, dem die Welt eins ist, und so hätte mich vor drei Jahren keine Sonntagssonne bescheinen dürfen, als Ihr mich heute seht! Die Ramsau auf und ab und rings in den Bergen, wo ein Jägersbursch schmuck in den Schuhen stand, hab ich mich auch

hinstellen mögen, und bei jedem Tanz hieß es: „Kommt der Riedinger endlich? Grüß Dich Gott Ambros!“ Ich hatte das Wählen zwischen den schmucksten Dirnen und Freude genug in der Welt! So gings bis zur Kirchweih auf Bartholmä, da ich die Veva aus der Sägemühle zuerst geschaut habe. Gelt, Lehrer, sie ist heute noch sauber und schmuck, aber wie sie damals ausgeschaut hat, kann ich Euch gar nicht erzählen! Ich hab nichts mehr wissen mögen von den andern umher und wenn sie nicht mit mir getanzt hat, stand ich beiseite und verschlang sie mit den Augen, Franz, der Schiffer am See, hat gemeint, ich sähe die Genoveva an wie eine Gems, die ich schießen wollte. Ungefähr wars auch so, nur war ich angeschossen und konnts ihr nicht heimzahlen! Sie tanzte wohl gern mit mir und lachte mich auch freundlich an, aber daß sie mehr gethan hätte, fiel ihr gar nicht bei. Ich betrug mich schier toll, wollte sie gleich am ersten Tage meinen Schatz heißen. Fuhr übel genug dabei; die Veva und ihr Vater, der Sägemüller, lachten in die Wette, viel andere merkten es und lachten mit; noch vor Abend stieg ich über den Berg nach der Ramsau und schwur, keinen Fuß nach der Sägemühle oder wo ich sonst den Müller mit seiner Veva treffen konnte, zu setzen. Ich wollte, daß ich den Schwur gehalten hätte, diesen oder sonst einen, den ich gethan. Ich hielt ihn aber nicht, stellte mich ihr in den Weg und zeigte meine Liebe auf alle Weise. Ich trug Joppen und Federn, daß es zum Erstaunen war, und sparte mir lieber den letzten Bissen vom Munde weg als die silberne

Schnalle vom Gurt. Und so begann die Genoveva freundlich gegen mich zu werden, der Sägemüller lachte noch, aber ich sah ihm an, daß, wär ich nur erst der Tochter gewiß, es am Vater diesmal nicht liegen sollte. Ich ward immer eifriger, die Liebe zehrte mich halb auf, und in der Zeit hab ich manchen schönen Schnitzer vom Herrn Forstmeister erhalten. War mir jenes Mal all eins, ich dachte ja nur an die Veva, und besah mir unterweilen mein Forsthäuschen, ob es ihr da innen gefallen könnt. So weit kam es aber noch lange nicht; Veva war mächtig spröd und mir wollt es schier das Herz abdrücken, wenn sie mich einmal so schelmisch lieb ansah, daß ich Ihr gleich um den Hals hätte fallen mögen, und nächsten Tags wieder ein finsteres Gesicht zeigte. Ich hab mich zerquält, gehastet und geängstet, daß ich zuletzt wie ein Mönch — einen von denen hagern — dreingeschaut habe und gar nicht wie ein Jäger. Die Veva aber hat allweil gesungen:

Diarndel, trau nur kein' Jaga nit,
Bist allweil betrog'n!
Woas er zehnmal verspricht,
Hat er zehnmal gelog'n!

Und so mehr, Herr Joseph, daß ich oft nicht gewußt hab, soll ich lachen oder mit dem siedigheißen Kopf gegen eine Wand rennen. Und da ists denn gekommen, wies nimmer hätte kommen müssen."

„Es ist eben auch Sonntag gewesen. Ich hab gewußt, daß die Veva ihre Bas', die Frau vom alten Forstwart, dessen Dach Ihr dort hinter den Kiefern

sehen könnt, besuchen will, und ich dachte mir, daß sie den nahen Weg durch die Klam nehmen würde. Also, ich stelle mich auf die Lauer und schwör mirs zum Voraus zu, daß ich nicht lebendig vom Platze will ohne sie. So paß ich vom frühen Morgen bis gegen Mittag. Da seh ich sie die Thalwiese heraufkommen. Und mir ist, als hätte ich ein böses Gewissen; ich trete rückwärts und immer weiter zurück, bis ich zwischen den Felswänden drinnen bin. Und wie ich die Wasser von allen Seiten rauschen und gurlen höre, meine ich vollends um die Sinne zu kommen. Die Veva aber wandelt den Steig daher, nichts ahnend, und schöner, Herr, ist sie nie gewesen als damals am Sonntagsmorgen. Der rothe Rock und das Mieder, der Hut mit dem Rosenstrauch und die große silberne Halskette standen ihr gar prächtig; die schwarzen Haare und Augen aber hatten mirs angethan. Nun, sie kommt, schreit mit einem Mal laut auf, denn sie sieht mich, fast auf selber Stelle, Lehrer, wo Ihr mich heut antraft. Und da stand ich schlotternd, konnt kein Wort vorbringen; was ich sagen wollt, würgt mich in der Kehle. Sie aber, als sie merkt daß ich starr bin wie ein Büchsenrohr, kommt ganz kecklich näher und fragt mit so spöttischer Stimme: „Sollt Ihr Weggeld haben, Förster, oder ists zu warm draußen?“ Blitz und Schlag! Herr Joseph, wie ich das vernehm, siedets über und mir ist, als wärs am Besten, gleich ein Ende zu machen. Ich fasse den Balken am Steig — „Veva,“ rief ich dabei, „wenn Du mich nimmer willst, sags auf dem Fleck! Ich spring lieber in die

Ache, als leben ohne Dich!“ Und wahrlich, so war mir zu Muth — aber Gott hat den Frevel gestraft. Denn die Veva kreischte nur auf: „Jesus Maria!“ — und ich, wie ich eben den Sprung thun will, sehe das grüne Wasser unter mir zischen und den Rachen aufreißen; mir schwindelts, ich klammere mich fester an den Balken und meine Füße stemmen sich hart wider den Fels. Ich vermochts nicht, die Sünde zu thun, und da wars ein Unglück, daß ich damit gedroht! Denn die Veva, eben noch zitternd, schlägt plötzlich ein helles Gelächter auf und noch eins, das mir durchs Mark pfiff wie eine Kugel. Und jetzt wär ich gesprungen, aber sie, noch immer hell auflachend, faßt mich beim Arm, ich fühle ihren Kuß, wollt aufjubeln und brachte keinen Laut hervor. Ich ließ mich willenlos den Steg fortführen und kam ans Tageslicht wie betäubt. Herr Joseph, die Sonne schien heller noch wie heut, die Welt glitzerte und funkelte, wie droben auf der Alm. Ich hielt die Veva im Arm, die gar herzig war und mir sagte, daß ich ein wüster Bursch sei, sie so zu erschrecken; sie sei mir doch immer gut gewesen und wollt es stets sein. Da küßte ich sie wieder und kam nun beinahe von Sinnen vor Jubel. Aber dabei blieb ein Schmerz zurück, gerad als ob ich mich verletzt hätte in der Klam. Die Veva redete lauter kosende Worte, und wir kamen als ein rechtes Liebespaar zum Hause des Forstwarts. Tiefinnen aber wurmte mich ihr Gelächter von vorhin und ich meinte, nächsten Weges könne mich einer antreten und sagen: „Bist ein Prahlhans und Windsack, Ambros!

Sprichst vom Hineinspringen und läßt Dir kein Zeit, ehe Du springst!“ Und das dacht ich, während ich mit Veva auf der Wiese saß und im Forst ging, während mir eigentlich zu Muthe war wie einem, der selig werden soll. Der König hätte schon vorbei reiten können, ohne daß ich ihn beneidete. Wie wir nun beim Forstwart einsprachen und unsere Sach vorgebracht hatten, wurde dies und das geredet. Da zeigt der Forstwart auf einen alten Holzknecht, der jahraus jahrein droben über dem See hauset. Der hat zwei Finger verloren und der Forstwart erzählt der Veva und mir, das sei zur Kriegszeit geschehen — „wißt ihr, Anno neun; als die Tiroler übern Hirschbühl gedrungen sind, haben sie ihn mit fortnehmen, unter ihren Landsturm zwingen wollen, weil er ein guter Schütz gewesen. Er aber dacht gut bairisch. Und da sie ihm gar keine Ruh gegeben, reißt er sein Jagdmesser heraus und haut sich beide Finger ab.“ So erzählt uns der Forstwart und setzt noch lachend dazu, der Sepp habe klug gethan; für selbige That sei er noch belobt worden vom Landgericht und hätte drei Jahre später nicht erfrieren müssen in Rußland. Ich fahr auf, denn es bleibt eine Sünd und Schand, wenn der Mensch sich verstümmelt; die Veva aber lacht: „Gelt, Ambros, das hätt'st Du nimmer gethan?“ So ists an diesem ersten Tag gewesen, da wir Liebesleute waren, und so fort. Ich will Euch nicht aufhalten, Lehrer, mit der ganzen Jammergeschicht, wie die Veva immer spöttlicher geworden ist und allweil gezeigt hat, daß sie keinen Kreuzer für meinen Muth

zahlt. Gingen wir zum Tanz und triebens die Bursche aus der Schönau und die Untersteiner zu toll, daß ich auffuhr, Ruhe gebot, von Schlägen sprach, so hört ich die Veva ganz laut sagen: „Gemach, er begehrt auf und thuts doch nimmer!" Und dann ward ich fuchsteufelswild, schlug alles kurz und klein, handbreite Wunden, und von mehr als einem wüsten Streit ist Genoveva so die Ursächerin geworden. Und immer wars, als ob wir beide die Erinnerung an den Morgen bei der Wimbachklam nicht aus dem Sinn bekommen könnten. Bald ertappte ich die Veva darauf, bald sie mich. Und dann gingen wir neben einander her wie zwei mit schlechtem Gewissen — oder die Veva brach einmal wieder in Lachen aus und rief: „Schaut, das ist der Bursch, der kopfüber aus Liebe in den Strudel springt!" Und weil sie solche Worte unterweilen auch im Haus fallen ließ, so nahmen der Sägemüller und Vettern und Basen manchmal eine Miene an, daß ich wieder hätte um mich schlagen mögen und müssen. Ihr dürft aber nicht denken, daß es alle Tage und Stunden so war. Dann wär es ja nimmer zur Heirath gekommen. Nein, die Veva war ander Mal wieder so herzig, als ein Dirndel auf dieser Welt nur sein kann, so daß ich alles vergaß und nur an mein Glück dachte, sie zum Weibe zu bekommen. Ihr könnt es glauben, Herr Joseph, einen größern Jubel hats landauf und landab seit Jahren nicht gegeben, als an unserm Hochzeitstage! Der Sägemüller richtete die Hochzeit ganz stattlich aus, gab auch der Veva ein paar hundert Gulden mit. Ich hätt es

alles loben müssen, wenn er nicht just am Abend zu mir gesagt: „Nun Ambros, da hast Du die Veva, und weil Du versprichst, sie gut zu halten, so halt besser Wort als bei der Wimbachklam!“ Ich hätt aufbegehren sollen, aber ich würgte das Wort hinunter; ich wollt an meinem besten Tage keinen Zwist haben. Nun begannen wir mit einander zu hausen. Herr, daran darf ich gar nicht denken, wie gut es uns hätte ergehen können und wie wir uns jeden frohen Tag verdarben, jede rechte Freude zerspalten haben wie dürr Holz. Himmelvater, die Veva kanns nimmer verantworten, wie sie mit mir umgesprungen ist! Ich bin ihr stets zur Hand gewesen; ich hatt alles gethan in Liebe. Aber der Böse gab ihr nicht Ruh; was ich schon geschaffen und gewollt hab, immer hat sie höhnisch dreingeschaut und gesagt: „Du wärst der Rechte! Du thust's doch nimmer!“ Und wie viele Mal hab ich eine Sache nicht thun können, blos weil sie mir so dreingefahren ist und mich so schnöd angelassen hat. Immer deutlicher hab ich gespürt, daß sie mich einmal ums Leben besorgt gesehen. So ists aber geordnet in der Welt, daß die Frau vom Mann alles denken darf, nur nicht, daß er schwach sei. Und hat er sich einmal vermessen, so soll doch einer lieber gleich ein Mörder werden, als daß sein Weib bei jeder neuen Morgensonne denkt, er sei ein Windsack und Wortmacher!“

Der Lehrer, dem offenbar immer unbehaglicher bei Ambros' Erzählung ward, wollte nach diesen Worten strafend dazwischen reden. Aber der Förster ließ sich durchaus nicht unterbrechen, sondern wies mit einer sehr

energischen Handbewegung alle Einrede zurück. Und während er bisher, noch immer an den Steinblock gelehnt, halb geruht hatte, richtete er sich jetzt empor, sprang mit beiden Füßen zugleich auf und stand mit geballten Fäusten und demselben trotzigen Gesicht, das er vorhin gezeigt, vor seinem betroffenen Zuhörer.

„Ich sags Euch," rief er mit heiser gewordener Stimme, „das Leid ist nimmer länger zu tragen! Hab ich Freude gehabt an meinem Buben, den mir die Veva gebracht hat? Ist mir nicht mein Haus und Weib verleidet worden? Vom Morgen bis Abend bin ich im Forst und Berg umhergestrichen und kam ich heim, so bin ich stets in der Furcht gewesen, sie möchte mir wieder die Geschichten erzählen, an denen ich schon selbst genug gewürgt habe, so oft mich der Weg zur Wimbachklam führte! Lieber bin ich so heimgehuscht, zu Bett oder auf eine Maß ins Wirthshaus. Und mein Bube ist herangewachsen, ist fast jährig, ich kenn ihn kaum! Vor drei Tagen wird er krank; der Doctor aus Berchtesgaden sieht ihn an, so mit Augen, welche sie machen, wann sie eins schaun, dem ihr Witz nicht helfen wird! Und in meiner Angst um den Max bitte ich zu Gott und allen Heiligen, daß er mir das Kind lassen soll. Da tritt die Veva, die im Eck geweint hat, vor mich hin und schreit auf: „Was kümmert Dich der Bub? Hast ja kaum nach ihm gesehen, seit er da ist!" Herr Joseph, das bot sie mir, der nur um des lieben Friedens willens nicht heimgekommen! Und ich hätte fast angefangen zu wettern, aber ich merkte noch rechtzeitig, daß

mein Weib nur darauf wartete. Und so fraß ich es abermals in mich hinein, viel länger aber trag ichs, bei Gott, nicht mehr, und stirbt mir der Bub oder sucht die Veva Streit, so gibts ein Unglück! Behüt Gott, Lehrer!“

Ambros stand noch einen Moment straff aufgerichtet; plötzlich machte er einen jähen Sprung und entfernte sich dann mit gleichmäßig schnellen Schritten.

Der Lehrer, welcher noch einmal in sein Gesicht geschaut, war für einige Minuten zweifelhaft, ob es nicht Pflicht sei, ihm zu folgen. Aber sein Ausflug zum Hirschbühl war ihm zu werth, die leidige Beruhigung, was denn wohl weiter geschehen und was er in Ambros' Hause nützen könne, half ihm rasch genug über alle Bedenken hinweg. So nahm er seinen Weg wieder auf, ohne sich die Gedanken an den Förster Ambros aus dem Sinne schlagen zu können, während er, am Hintersee vorüber, durch den harzduftigen Nadelwald seinem Ziel entgegenwanderte.

Ambros der Förster aber verwandelte, als er den Lehrer aus den Augen verlor, seine schnellen Schritte zu einem wilden Laufe. Er flog den Thalweg zu seinem Forsthäuschen dahin, daß rechts und links die Meßgänger verwundert auf den unheiligen Springer blickten, der doch so wenig lustig dreinsah. Erst ganz in der Nähe seiner Behausung besann sich der Förster, und gleichsam, um sich zu sammeln oder um mit einem guten Gedanken einzutreten, blieb er vor der letzten Buche stehen, an deren Stamm ein schmuckloses Marienbild

befestigt war. Er zog den Hut ab, murmelte ein Gebet und schritt, gefaßt, wie er meinte, nach seinem Häuschen. Er trat in die Stube ein, in der sich nur wenig Geräth zeigte. Sein erster Blick flog nach der Ecke, in welcher die Wiege seines Kindes stand. Sein Weib Genoveva war über dieselbe gebeugt. Die schwarzen Zöpfe der jungen Frau hingen nur halb geflochten nieder, ihr Vortuch war nur los angesteckt — er sah, sie hatte sich ankleiden wollen, um zur Kirche zu gehen, und das Kind sie verhindert. Er schritt auf den Zehen näher; sie schaute mit überwachten, gerötheten Augen von der Wiege auf — ein höhnisches Lächeln flog fast augenblicklich über ihre Züge. Sonst hätte sie beinahe schön geheißen werden müssen; nur der trotzige Mund verlieh ihrem Gesicht etwas Hartes. Ambros aber, als er das Lachen sah, erblaßte. Noch eben hatte ihn beim Eintritt ins Gemach die Erinnerung an seine Verzweiflung, an die Nacht und diesen Morgen mit heller Schamröthe übergossen. Jetzt war ihm zu Muthe, als lege sich eine eisige Hand über sein Gesicht und vor den Augen ward es augenblicklich wieder so nebelig als zuvor. Nur mechanisch kam er der Wiege näher.

„Warst im Wirthshaus die Nacht?“ fragte Genoveva.

„Schau ich aus wie trunken?“ gab der Förster bitter zurück. Und indem die Blicke der jungen Frau an ihm niederglitten, fühlte sie die Wahrheit seiner Worte. Sie wendete sich wieder zum Kinde, und wie sie auf dasselbe niederschaute, ward ihre Stimme fast tonlos.

„Mit dem Buben gehts schlimm. Der Doctor von

Berchtesgaden war wieder hier; der meint, daß er nicht lang mehr auf der Welt sein wird."

Ein halb unterdrücktes „Jesus Maria!" war die einzige Antwort, welche Ambros hierauf gab. Er kniete an der Wiege des Kindes nieder, das im fiebernden Schlummer von Zeit zu Zeit wimmernde Töne vernehmen ließ. Das Haupt schmerzlich auf den Rand des kleinen Bettes gepreßt, kniete er dort, während Genoveva, von der andern Seite herabgebeugt, gespannt, ängstlich auf jeden Athemzug des Kindes lauschte. Ihre Häupter berührten sich fast, ihre schweren Athemzüge und verhaltenen Seufzer trafen zusammen. Die Mittagssonne strahlte in das Gemach, die Luft in demselben war dumpf und schwül. So verging wohl eine Stunde oder mehr. Keins von beiden sprach ein Wort, und Niemand, der ihren einträchtigen Schmerz sah, hätte die Kluft geahnt, die zwischen ihren Gemüthern lag.

Die junge Frau brach zuerst wieder das Schweigen. Leiser, mit weicherm Tone, als sie vorhin gehabt, sprach sie:

„Er schläft besser als diese Nacht. Er kann nicht mehr so viele Schmerzen haben. Vielleicht stirbt er nicht!"

Ambros, aus seinem dumpfen Hinbrüten erweckt, fuhr auf, sah die Frau und das Kind mit wirrem Blick an und sagte:

„Wenn der Max stirbt, überleb ichs nimmer! Es wär mir dann besser, gleich selbst ein End zu machen!"

Genovevas Augen hefteten sich auf ihren Mann.

Mit Recht blitzte ein Zürnen über ihre Züge. Die Frage: „Und was wird mit mir?“ lag ihr auf der Zunge. Hätte sie dieselbe gethan! Aber nur eine Minute, so umspielte das höhnische Lächeln von vorhin wieder den halbgeöffneten Mund der jungen Frau; zwei-, dreimal schluckte sie offenbar eine Antwort in sich hinein, dann sagte sie mit lauter Stimme, kalt und scharf:

„Rede nicht so wüst, Du thusts doch nimmer!“

Im Augenblick hätte sie ihr liebloses Wort zurücknehmen mögen, so entsetzlich war die Wirkung desselben. Ambros sprang mit beiden Füßen auf, daß das Kind lautschreiend erwachte, jeder Blutstropfen war aus dem Gesicht des Försters gewichen, seine Augen funkelten wild energisch und mit heiserer Stimme rief er der Frau zu:

„Meinst Du? Ich schaff Rath, daß Du besser von mir denkst!“

Genoveva wußte kaum, was ihr geschah. Krachend hörte sie die Stubenthür zuschlagen. Ambros war verschwunden, das Kind schrie kläglicher als zuvor. In diesem einen fürchterlichen Moment brach die plötzliche Erkenntniß ihres Unrechtes über die junge Frau herein, in einer Minute sah sie mit Entsetzen, wozu sie ihren Mann getrieben. Kein Besinnen galt, zu keiner Ueberlegung war Frist! Sie schlug entschlossen das Kreuz über ihr Kind, schlang mit einem Handgriff die herabhängenden Flechten in einen Knoten und eilte blaß und bebend aus dem Hause. Ihr scharfes Auge entdeckte mit Blitzesschnelle am letzten Ende des Thalwegs, dicht

vor seiner Biegung, ihren Mann, der ohne Hut, mit aufgerissener Joppe davonstürmte.

„Er hält Wort, es gibt ein Unglück!“ Diese Gewißheit belebte das junge Weib zur äußersten, selbst ihre frischen Kräfte beinahe übersteigenden Anstrengung. Sie warf die Hausthür ins Schloß, sie flog den Thalweg hinunter, sie übersprang den Bach, weit vom Steg, um einen Vorsprung zu gewinnen. Hecken und Bäume, Aecker und Häuser flimmerten um sie im hellsten Mittagslicht — sie sah nichts als die Gestalt ihres Mannes, der ihr weit vorauseilte und dessen Ohr ihr flehender Ruf nicht erreichen konnte. Glück noch, daß der Dahinfliegenden, deren äußeres Ansehen einer Rasenden glich, Niemand in den Weg trat. Es war einsam im Thal, die Mittagsstunde hielt alles in den Häusern, nur bei der Mühle schlummerte ein greiser Bettler, der erst auffuhr, als Genovevas Fuß den seinigen im hastigen Vorüberlauf berührte. Eben sprang die Eilende einen Abhang empor, einen andern hinab, ihre Knie drohten sie nicht länger zu tragen; vor ihren Augen flimmerte es, sie sah Ambros nicht mehr. Aber sie wußte, wohin dieser Weg führte; die Gewißheit, daß sie ihren Mann längst dahingetrieben, durchschauerte sie mit Entsetzen — es war der Pfad zur Wimbachklam.

Der vor ihr auf demselben hineilte, in wilden Sprüngen, zeigte die bleichen Lippen weit geöffnet, die Zähne fest übereinander gebissen, die Augen starr, ein Bild rasenden Entschlusses! Dicht vor dem Eingang zur Klam war es ihm, als ob er die Stimme seines Weibes

hinter sich höre; er lachte ingrimmig auf: „Der Teufel, der in sie gefahren, macht mir Muth!“ und verschwand in der dunkeln Felsenge. Beim ersten Schritt einwärts stürzte er auf dem schmalen Pfade über einen Vorsprung der Felswand. Eine Minute währte es, daß er sich emporraffte; diese Minute aber brachte auch Genoveva an den Eingang. Und wie jetzt der Förster dröhnenden Tritts auf den Brettern zur Mitte der Klam hinflog und schon das feuchte Geländer zum Sprung mit beiden Händen erfaßte — Genoveva erkannte mit Entsetzen die Stelle — wie ihn die Wasser umrauschten, und Blut und Hirn in ihm brausten, da fesselte ihn etwas vor dem Sprung! — Aber diesmal war es nicht sein eigenes Zurückschrecken, Genoveva hatte Ambros erreicht, war auf dem Stege niedergestürzt und umschlang mit beiden Armen die Knie des Rasenden. Durch die gurgelnden, rauschenden Töne der Fälle und Strudel, durch seine eigene Betäubung hörte er deutlich die Worte:

„Ambros, halt ein, halt ein, vergieb mir!“

Der Förster machte nur eine zornig ungeduldige Bewegung.

„Was willst? Ich will Wort halten!“

„Um Gotteswillen, halt ein!“ schrie Genoveva jammernd. „Was wird aus dem Kinde und mir? Ich lass' Dich nicht, Du springst ja ins ewige Verderben!“

„Willst mich ja dort haben! Hast ja gewollt, daß ich eile!“ gab der Förster zurück. Aber seine Hände lösten sich vom Geländer, der Ausdruck des Wahnsinns

wich aus seinem Gesicht, sein Blick fiel auf die Frau, die glutroth und erhitzt, wie sie war, auf dem feuchten Steg, angehaucht von der Eiseskälte dieser Enge, kniete. Er besann sich und rief:

„Komm Veva! Aber ich gelob es: Wenn Du noch einmal in diesem Leben ein Wörtlein sagst wie heut Mittag und die Zeit daher —“

„Nie — nimmer — keine Sterbenssilbe!“ schluchzte Genoveva, deren banges Entsetzen sich in wohlthätige Thränen löste. „Bei der Mutter Gottes, ich hab nicht gewußt, was ich thue! Aber Du, Ambros, hättest es nicht so geduldig tragen sollen!“

„Ich schlag keine Frau!“ sagte Ambros ruhig. „Weil Du Reu trägst und selbst siehst, was Du gethan, — aber laß alles — komm hier heraus, komm zu unserm Kinde!“

Sie ging hinter ihm drein, denselben Pfad, den er schon diesen Morgen geschritten. Ambros schaute noch einmal in das grüne Dunkel mit seinen schäumenden Wassern hinein. „Will's Gott,“ raunte er, „hierher komme ich nie wieder!“

Draußen im Sonnenschein ordneten sie ihre verwirrten Kleider, dann führte der Förster die wankende und still weinende Frau, so schnell sie es vermochte, dem Hause zu. Hätte er einen andern Gedanken als den an sein Kind hegen können, jetzt würde er empfunden haben, daß Genovevas Trotz gebrochen sei, verschwunden gleich dem wahnsinnigen Drange in ihm, sein Leben wegzuwerfen. Jetzt dachte er jedoch nur an das Kind, und

mit Zittern betraten beide Haus und Gemach. „Es wird todt sein, ich hörs nicht!“ sagte Genoveva noch auf der Schwelle — —

Sie nahten der Wiege — das Kind schlummerte ruhiger als zuvor; der Sonnenschein drang jetzt selbst in diese Ecke und fiel auf sie, als sie abermals — und mit wie ganz andern Empfindungen — an dem kleinen Lager niederknieten. Ambros hatte Genoveva, deren Thränen versiegten, umschlungen und flüsterte:

„Mir ist, als würde uns der Max gelassen. Und wenn das Kind genest, — wir sind nun gesund, Veva, und wir können noch glücklich werden!“

Der Steiger von Berchtesgaden.

Der Steiger von Berchtesgaden.

1.

In der ersten Morgenfrühe eines Julitages, um die Stunde, in welcher droben auf den Almen das Tagwerk begann, lagen die Thalbreiten am hohen Untersberg in tiefster Stille. Dichte Nebel wogten und wallten um den Fuß der Höhen, röthlicher Schein, den Sonnenaufgang verkündend, überflog die höchsten grauen Felswände, hell erglänzte der Schnee auf den Spitzen der ferneren Alpenketten. Im Thale rauschten die kleinen Wasser mit schäumenden grünen Wellen, einzelne Vögel flogen in der Dämmerung auf, und seitab von dem Pfade, der, um den Untersberg sich windend, hinaus ins Land an den Salzach führt, schlugen die Rüden in der Jägerhütte an. Sie vernahmen vom

Wege herüber Schritte und Stimmen, und lärmten ob der seltenen Erscheinung um diese Stunde. Die frühen Wandrer schritten so eilig und rüstig vorwärts, daß sie bald die Jägerhütte im Frühnebel hinter sich ließen, und zur Höhe des Pfads aufklimmten. Sie schienen sicher erwartet zu haben, auf diesem Wege am heutigen Tag die ersten zu sein. Mit Erstaunen vernahmen sie sich, zur Höhe emporkommend, von droben mit rauher Stimme angerufen. Sie stutzten, blickten blitzschnell auf und umher und sahen mitten auf dem Wege eine Gestalt, deren kurzes „Grüß Gott!“ ebenso rauh und trotzig erklang, als der erste Anruf. Im Augenblick verlor sich die Betroffenheit der kleinen Bauernschaar. Die vordern eilten nach oben zu kommen, alle winkten mit Händen und Hüten und die Worte: „Joseph! — Dein Bruder Sepp ists, Andreas!“ konnte der froh Begrüßte vernehmen.

Der aber stand breit und mächtig im Pfade und blickte mit unverkennbarem Hohn auf die Heraneilenden. Glieder und Antlitz des hochgewachsenen Gesellen kündeten seine Stärke, bis zur Brust fiel ihm der volle braune Bart. Die offenstehende landübliche Joppe war vom gröbsten Zeug und verschossen, aber auf seinem Hute prangten zugleich die Zierden des Schützen wie des Schiffers: Gemsbart und hohe Geyerfedern. Sein scharfes Auge blitzte über die Schaar hin, haftete auf einem Manne aus derselben und wandte sich schnell zum Nächsten, als wolle er eben Jenen nicht wahrnehmen. Schon streckte sich ihm mehr als eine Hand entgegen, er jedoch trat zurück und sagte:

„Was thut ihr hier in der Früh? Seid nach Salzburg auf dem Wege, wollt wieder am Thor des Schlosses stehen und betteln, daß der Erzbischof euch zu plärren vergönnt und Bibel zu lesen? Dreht nur die Hüte zwischen den Händen, ich habs doch getroffen!“

„Bruder Joseph!“ rief der aus der Schaar, den der Hüne scheinbar nicht erblickte, „hast Du uns hier belauert, nur um uns Schimpf ins Angesicht zu werfen?“ — Dabei trat der Frager dem Hünen auf dem Pfade dicht gegenüber. Dieser fuhr mit der Hand über seine Augen, als traue er ihnen trotz ihrer Schärfe nicht, und lachte dann auf: „Du Andreas? Beim heiligen Christoforus, Dich hatt ich gesucht, aber nicht erschaut. Was thust Du im Bauernkittel? wo hast Du den Rock des Steigers gelassen?“

„Ich werd ihn nicht viel mehr von Nöthen haben!“ entgegnete Andreas, und reichte dem Bruder seine Hand, in welche dieser jetzt einschlug. Andreas zeigte sich kräftig von Gestalt, doch minder riesig, als der Bruder. Seine Züge verriethen Kraft und Entschlossenheit, konnten aber den trotzig wilden Josephs zur Seite für weich gelten. Sie waren es mindestens in diesem Augenblicke, wo er den Bruder freundlich ansah und sagte:

„Wenn Du wirklich von der Alm gekommen bist ein brüderliches Wort zu mir zu reden, heiß ich Dich doppelt willkommen!“

„Laß erst schauen, was Du willst und danach werd ich meine Worte setzen“, fuhr Joseph heraus. Sein Mienenspiel verrieth, daß er eher zornig, als erfreut

über den Willkommen des Bruders sei, und ohne auf die andern zu achten, faßte er dessen Arm und zog ihn seitwärts vom Pfad über Geröll und Felsblöcke nach sich, um mit ihm allein zu sprechen. Kopfschüttelnd schauten die Männer drein, sie waren bereit Joseph zu hindern, aber ein Wink ihres weggeführten Genossen ließ sie unthätig bleiben. Sie harrten stumm am Wege, bis ihnen beide aus den Augen waren, und nur ihre Stimmen zu ihnen herüberschollen. Dann rief der Aelteste unter der kleinen Schaar, ein weißhaariger Bauer, der nahezu siebzig Ernten erlebt haben mochte:

„Daß er den Joseph im Lande lassen muß, wenn wir ausziehen, bleibt des Andreas größter Kummer. Ich glaube, er möchte all sein Gut darum geben, wenn der Sepp mit ihm und mit uns gehen würde! Wie sich die Zwei jetzt anschauten, ist freilich nicht darauf zu hoffen, aber dem Steiger drückts schier das Herz ab!"

„Andre müssen um des Glaubens willen auch Brüder und Schwestern dahinten lassen!" antwortete ein junger Mann mit auffallend düsteren Zügen und tiefliegenden Augen. „Solch Weh wird in einigen Wochen durch ganz Pinzgau und Bartolsgaden gehen und unser Führer nichts vorauf haben!"

„Er hat doch vorauf!" rief der alte Bauer wieder. „Der Sepp sitzt nicht in Haus und Hof, bleibt nicht als ein Mann daheim, der seine Stege ohne Bruder zu finden weiß."

„Ich sollte denken," fuhr der Jüngere dazwischen,

„er hätte sie seit vielen Jahren ganz trefflich ohne ihn gefunden. Wie sich die Beiden vorhin begegneten, wars sicher seit langer Zeit das erste Mal.“

„Eben darum, Du Thor“, zürnte nun der Alte. „Was weißt Du überhaupt von des Heimbergers Kindern und ihrem Wesen? Und wenn Du nicht weißt, was mit dem Joseph und dem Andreas vorgegangen, so brauchst Du auch nicht zu schmälen. Wir habens nicht vergessen! Als der Heimberger starb, saßen die Brüder auf den Höfen, einen Büchsenschuß von Saalfelden, waren die reichsten und stattlichsten Burschen und hatten eine Schwester, die Nanni, der es besser gewesen wäre, wenn Gott sie minder schön erschaffen hätte. Das war just zur Zeit, als wir hier in den Thälern begannen die Bibel zu lesen, und zuerst von Luther's Wort hörten. Damals stieg der Andreas noch so wenig in das Salzwerk der Chorherren, als der Joseph auf dem See ruderte. Aber dem stolzen Grafen von Gumperz, dem Marschall unsres Erzbischofs, fiel die Nannerl in die Augen und eines Tages war sie aus dem Hofe des Andreas verschwunden. Der Marschall hatte sie auf sein Schloß führen lassen, und die Brüder schickten umsonst einen Pater nach dem andern zu ihm und zu ihr, damit sie zurückkehren möchte. Denn der Graf sorgte, daß Keiner der Beiden ihr je selbst vor Augen kam, und Andreas, der es dennoch ertrotzen gewollt, ward eines schlimmen Tages mit Hunden von Schloß Gumperz gehetzt. Joseph hätte sich wohl bald zufrieden gegeben, aber der Bruder ließ ihm nicht Frieden, und

sie gingen Recht suchen vor dem hochgnädigsten Herrn, dem Erzbischof. Bis diese Stunde weiß keine Menschenseele, was ihnen da im Salzburger Schloß widerfahren ist. Sie kamen heim zu ihren Höfen wie betäubt, wie von Sinnen. Der Andreas starrte in sich hinein, und der Joseph raste, daß die Knechte von seinem Hofe flohen. Und seit der Stunde hat sichs mit Beiden gewandelt. Der Andreas fing an im Salzwerk von Berchtesgaden zu schaffen, wo er Steiger geworden, und ließ auf seinem Hof den alten Jörg wirthschaften. Der Joseph vergeudete im Trunk das Erbe, ward ein Bergschütz, ein Schiffer, war überall zu finden und schien nirgend mehr Ruhe zu haben. Nicht oft sah man die Brüder beisammen, doch erzählt die blinde Ursel, des Jörgs Frau, sie habe, weil sie Nachts nicht schlafen könne, den Joseph oft auf den Hof kommen und heimlich wie einen Iltis wieder davonschleichen hören. Das ist so ein paar Jahr gegangen, bis der Andreas im Salzwerk sich unsern Brüdern im Glauben angeschlossen hat. Sie meinten, daß er zuvor etwas Anderes dort gesucht und gewollt habe, aber seit er einmal der Unsre ist, wächst kein Haar auf seinem Haupte, das er nicht für uns lassen würde. Von Stund an ist ihm Joseph gram, beinahe todfeind geworden. Er hielt sonst eben nicht viel auf Heiligenbilder und Mönche, aber daß Andreas lutherisch geworden, hat er nie vergeben wollen. Andreas hat immer brüderlich an ihm gehandelt, und wenn der wilde Raufbold Gewand oder Geld bedurft, wenn ihm ein neuer Stutzen Freude gemacht hat, so

fehlte es nie am Andreas. Einig gesehen hat man sie seitdem nimmer. Halbe Jahre sind ins Land gegangen, ehe sie sich einmal begegneten, dann sind sie stets wie heut auch abseits gegangen und all ihr Gespräch ist im hellen Zorn geführt worden. Der Joseph aber ward nur wilder, nur tollkühner. Sie heißen ihn den besten Schützen, den sichersten Schiffer, Keiner folgt der Gemse wie er auf den schmalsten Grat, Keiner zwingt wie er den Kahn, auch wenn es stürmt, durch den See. Auf der Alm ist er bei Buben und Dirnen der Hahn im Korb. Und doch meint Jedes, es müsse mit ihm ein schlimmes End nehmen, er wagt Alles und vermißt sich zu Allem, ohne daß er rechte Freude dabei hat!" —

Während so am Weg der redselige Alte den Genossen Dinge ins Gedächtniß rief oder erzählte, die sie zumeist selbst erlebt hatten, waren die beiden Brüder unfern des riesigen Felsblocks, der sie den Augen der Andern entzog, stehen geblieben. Andreas befreite seinen Arm vom umschlingenden Handdruck des Bruders und sagte:

„Nun, Joseph — was solls? Daß Du nicht blos von der Alm gekommen bist, um mir Grüß Gott zu sagen, wußt ich zuvor. Was hältst Du mich und meine Genossen hier auf, was willst Du?"

„Ich wills von Dir hören, ob Du wirklich mit den Lutherischen aus dem Lande ziehst?" erwiderte Joseph finster. „Im Thal geht das Geschwätz, Ihr wolltet auf und davon, — ich hoffe, die alten Weiber, die's zur Alm herauftrugen, haben falsch gehört!"

„Nein, sie hörten recht,“ gab der jüngere Bruder zur Antwort. „Wir sind des Drucks müde, den wir um des Glaubens willen leiden, der König von Preußen bietet uns eine sichere Zuflucht, wir wollen sehen aus dem Lande zu kommen!“

„Des Drucks seid Ihr müd!“ schrie Joseph mit ausbrechender Wildheit in Geberde und Stimme auf. „Und Ihr wißt, Du weißt nichts Andres, als gleich armen Schächern landflüchtig zu werden? Du vergißt selbst jetzt Deine heiligen Eide, vergißt, was wir vor dem Schlosse des Erzbischofs zu Salzburg geschworen haben? Ist denn Nanni ganz aus Deiner Seele, denkst Du nimmer an sie?“

„Unsre Schwester? Friede ihrem Gedächtniß, im Gebet schließ ich sie stets ein,“ sagte Andreas. „Sie blieb willig in der Hand ihres Räubers, sie behagte sich in seinem Glanze und ist in den Armen des Marschalls gestorben! Gott mag ihr verzeihen!“

„Und dem Marschall dazu, wenns so sein soll,“ rief Joseph wieder. „Du weißt, daß ich nicht von ihm und ihr, sondern vom Erzbischof zu Dir reden will. Ich hab die Stunde nicht vergessen, wo wir der Nannerl willen, wie Du's gewollt, vor ihn traten. Kannst Du den Geifer, den der Hochwürdige nach Deinem Gesicht spie, hinwegwischen, so sind mir doch seine Sporentritte eingegraben! Andreas, weißt Du nichts mehr von Allem, weißt Du nicht mehr, daß er uns schlimmer wie Hunden begegnet, nur weil wir seine Jagdlust einen Augenblick mit unsrer Sache gehemmt? Ich seh sein zornroth

Pfaffenantlitz, ich seh ihn die Peitsche nach Dir schwingen und ich fühl noch den goldnen Sporn, den er mir, dem Knieenden, in die Hüfte stößt! — Schau nur auf, ich fühl ihn, ich hab ihn gefühlt alle die Jahre daher. Und ich hab es nicht vergessen, wie wir vor seinem Schloßbrunnen standen, die Hände zusammenlegten, ihm Rache an Leib und Leben schwuren. Du solltest rechts gehen und ich links, und über der Leiche Anton Firmians wollten wir wieder auf einen Weg treten. Wo ist Dein Eid geblieben, Andreas, wo Deine Rache?"

„Gott verzeiht unbedachte Schwüre!" entgegnete Andreas und sah mit Bekümmerniß auf den wild erregten Bruder. Als wir damals dem Erzbischof den Tod gelobten, als ich in die Knappschaft des Bergwerks trat, um Helfer zu unserm Rachewerk zu werben, als Du unter den Schiffern am See Genossen suchtest — da trugen wir nichts im Herzen, als den Schimpf, die Schmach, die uns begegnet war. Und nun zehn Jahre hingegangen und unsere Seelen mit Anderem erfüllt sind, was soll uns jetzt ein alter blutiger Schwur?"

„Deine Seele denkt an Anderes, die meine nicht. Ich habe für die Rache gelebt und will sie mit Augen schauen. Du bist mit Deiner Bibelnarrheit und Deinem Luther zum Bundbrüchigen geworden!"

„Und doch hast Du zuerst Dein Erbe in wilder Lust vergeudet," rief Andreas. „War das auch gelobt und geschworen?"

Der Hüne sah jetzt beinahe mit Haß auf den Bruder. Ingrimmig stieß er hervor:

„Mancher Botengänger thut einen guten Trunk und Zug, aber seines Weges vergißt er nicht und an seinem Ziel kommt er an. Ich hab bis heut noch auf Dich gehofft. Ich hätte glauben können, selbst Deine Thorheit müsse unsrer Sache nützen, hätte glauben können, Ihr würdet des Drucks, des Zwangs, den Euch der Erzbischof auflegt, müde werden! Aus dem Land ziehen, dahinten lassen, was Ihr habt und Euch lieb ist! Warum greift Ihr nicht zu den Stutzen, was führst Du Deine Knappen aus dem Schacht nicht auf diesem Wege bis Salzburg?“

„Damit unsre alte Schmach auf Deine Weise gerochen wird, setz ich das Leben meiner Brüder nicht aufs Spiel!“ erwiderte Andreas dem Erbitterten. „Wenn Du mir nichts als das sagen wolltest, so laß mich meines Wegs ziehen, wir haben nichts mehr zu reden!“

„Zieh immer — ich halte Dich nicht!“ trotzte Joseph, dessen Auge immer wilder blitzte und der seine kraftvolle Gestalt drohend hoch richtete. „Willst Du Deinen Schwur nicht halten, so muß ich den meinen lösen. Ich will nichts Besseres, als den Erzbischof allein treffen, und einem guten Stutzen wird man wohl noch trauen dürfen, auch wenn man vom eignen Bruder verlassen und verrathen ward!“

Erschrocken trat Andreas wieder näher. Er schaute in das Gesicht Josephs und sagte finster zu ihm:

„Verlangt Dichs nach dem Hochgericht und dem ewigen Feuer?“

„Nach Rache am Erzbischof verlangt michs,“ schrie Joseph auf. „Ich hab einmal von einem Thier gehört, das im eignen Leibe Wasser durch lange Wüsten trägt und nun mein' ich, daß mir Anton Firmians Blut eine Erquickung für Höllenewigkeiten wäre!“

„Joseph! — Seppi! bist Du zum reißenden Thier geworden? So bleib doch — bleib — laß uns noch ein Wort reden!“ rief der Steiger dagegen. Denn Joseph hatte kaum seine letzten wilden Worte hervorgestoßen, als er sich mit kühner Behendigkeit über die nächsten Felsstücke schwang, dem Bruder wild höhnisch zunickte und dann nach oben zu klimmen begann. Andreas' Rufe verhallten ungehört, und wurden nur von den am Wege harrenden Genossen vernommen, die des Wartens längst müd waren. Sie erblickten durch den langsam sich zertheilenden Nebel Joseph in wilden Sprüngen bergauf eilend, und kamen jetzt näher, um sich wieder mit ihrem Gefährten zusammenzufinden. Andreas, ihrer ansichtig werdend, raffte sich aus der Bestürzung, in welche ihn der wilde Wuthausbruch des Bruders versetzt hatte, empor und trat mit ihnen auf den Pfad zurück. Die Bauern schaarten sich wie zuvor um ihn, Keiner äußerte ein Wort über die stattgehabte Begegnung und nur der Alte blickte einige Male fragend in das Gesicht des Steigers, das in seinem verschlossenen Ernst wenig Antwort gab. Alle aber hatten für einen Augenblick den Zweck ihres frühen Ganges vergessen und erinnerten sich heftig schlagenden Herzens erst dann an denselben, als sie ins weite Thal

der Salzach hinaustraten und die Thürme der Feste Hohensalzburg in der aufsteigenden Sonne erglänzen sahen.

2.

Um die Mittagszeit herrschte in den Dienst- und Tafelzimmern des Schlosses zu Salzburg ein Treiben beinahe lautloser, aber sichtlich ängstlicher Geschäftigkeit. Die weitgewölbten prächtigen Räume, die in stattlicher Reihe neben einander lagen, zeigten sich, bis auf den letzten dem Vorzimmer des Erzbischofs zunächstgelegenen kleinen Saal, von buntem Dienertroß erfüllt. Heiducken, Lakaien, dazwischen einige Pagen, die sich von den Gruppen der Andern wohl zu trennen wußten, an den Ausgängen Wachen von der Leibgarde des Erzbischofs, gaben der Scene eine schimmernde Beweglichkeit. Ein Theil der Anwesenden begnügte sich, nach den im Hintergrunde des kleinen Saals befindlichen Flügelthüren zu lauschen, ein anderer drängte denselben näher. Silberne Schüsseln und Gefäße gingen aus einer Hand in die andere und wurden möglichst lautlos dem Eingang des Saals genähert. Rechts von demselben ordnete der Haushofmeister das Buffet, Alles zeigte an, daß die Stunde des fürstlichen Frühmahls herbeigekommen sei.

Im kleinen Saal war es anmuthig kühl, der buntgetäfelte Steinboden mit wohlriechenden Wassern besprengt. Nur einzelne Sonnenstrahlen drangen durch

die lichten Vorhänge der Fenster und zitterten über Silber und Krystall der großen Tafel. Sie spiegelten sich im Wein und neckten den Mohren des Erzbischofs, welcher die Sessel um die Tafel ordnete. Die Augen zusammenzwinkernd, nahm er nicht wahr, daß sich die Flügelthüren im Hintergrund des Saals öffneten. Er sprang erst zurück, als sein Herr, gefolgt von mehreren Gästen, der Tafel nahe genug war, ihm einen strengen Blick zuzuwerfen. Unter Flüstern und Rauschen reihten sich die Geladenen um den Erzbischof, der, heut wie fast stets im Jagdkleide einem finstern Waidmann mehr glich, als einem Kirchenfürsten. Links von ihm saß sein Kanzler, rechts ein junges Mädchen von vielleicht zwanzig Jahren, ihr gegenüber Conte Resina, der römische Cavalier, der erst gestern dem Erzbischof aufgewartet hatte, und schon heut zum Frühmahl befohlen war.

Wunderlich nahm sich unter den ernsten faltigen Gesichtern der Männer, und selbst dem jüngern Conte gegenüber, die junge Dame aus. Sie saß lächelnd, frisch und anmuthstrahlend, an der ganzen geschmückten Tafel die einzige, welche unbefangen waltete und plauderte. Quellendes Leben sprach aus ihren Zügen, ihre braunen Augen sahen unsäglich schalkhaft auf den römischen Cavalier und einige geistliche Herren an der andern Seite des Tisches, der schöne Mund lachte leichtbeweglich. Sie trug die geschmacklos reiche Tracht der Zeit, aber die Fülle ihrer braunen Locken spottete des weißen Puderstaubs nicht weniger, als die schlanken Glieder der Reifröcke und der schweren Prachtgewänder.

Der Erzbischof zeigte Neigung, für Alles um sich her theilnahmlos zu bleiben. Er senkte die Augen gleichsam in den krystallenen Weinbecher, welcher vor ihm stand, und warf nur einige finstre Seitenblicke nach seinem Kanzler, welcher dieselben nicht heitrer erwiderte. Aber das junge Mädchen ward nicht müd, dem düsteren Fürsten sowohl, als seinem grämlichen Rathgeber zuzulächeln. Sie flüsterte von Zeit zu Zeit Worte in einer Sprache, welche von der ganzen Tafelgesellschaft Niemand als der Erzbischof zu verstehen schien. Und je öfter sie dies wiederholte, um so ersichtlicher erhellten sich die Züge des Fürsten. Er gab einige Worte in derselben Sprache zurück und wendete schließlich, mit unverkennbarem Ausdruck der Freude, sein Gesicht dem holden blühenden dicht neben sich zu. Durch die Gruppe der Gäste an der Tafel rauschten jetzt beginnende Gespräche, die bedienenden Lakaien wagten stärker aufzutreten, und mehr als einer der geistlichen Herren führte jetzt, nach befreiendem Athemzuge, sein Glas häufiger zum Munde.

Conte Resina, welcher mit großer Aufmerksamkeit das junge Mädchen und den Kirchenfürsten beobachtet hatte, wendete sich jetzt zu seinem Nachbar, dem Canonicus von St. Johann. Er wußte mit einer bloßen Augenbewegung verständlich zu machen, daß er Niemand als die Dame meinen könne, und fragte dann:

„Der Name, Hochwürden?“

„Wilkefort O'Heary!“ gab der Canonicus eben so rasch zurück.

„Eine Irländerin also? eine Nichte seiner hochfürstlichen Gnaden?“ fragte der Römer wieder, und legte auf das Wort Nichte einen besondern Nachdruck, zu dem der wohlerfahrene Canonicus nur nickte. Er sah sich vorsichtig um und fuhr dann fort:

„Ihre Mutter Mary O'Heary, lebte mehrere Jahre auf einem der Schlösser des Erzbischofs, ehe dieser den Stab von Salzburg führte. Sie war noch schöner als jetzt die Tochter, aber alle Gunst, welche einst der Mutter zu Theil ward, ist auf die junge Wilkefort übergegangen. Es wird so leicht nichts geben, was dies wilde tolle Mädchen nicht vom Erzbischof erlangen möchte. Nur einen passenden Gemahl hat er ihr seither nicht finden können, obwohl er sie reich ausstattet!“

Das Auge des Conte verweilte jetzt mit neuem Interesse auf der anmuthigen Gestalt, dem schönen Gesicht des Fräuleins. Wilkefort O'Heary würdigte ihn keiner Aufmerksamkeit, sie war ganz um den Erzbischof beschäftigt, dem sie, sobald er sich zu seinem Kanzler wenden wollte, irisch zusprach. Dabei blickte sie nur von Zeit zu Zeit nach den verhüllten Fenstern. Die Sonne drang warm selbst in den gekühlten Saal, — der Sommermittag mußte draußen heiß und schwül sein. Der Kanzler folgte mit wachsender Unruhe dem zum Fenster blickenden Auge Wilkeforts. Er errieth, was in der Seele des Mädchens vorging. Aber er versuchte umsonst die Aufmerksamkeit des Fürsten auf sich zu ziehen. Anton Firmian, der sonst so hart und streng zu blicken verstand, von dem Unkundige geschworen haben würden,

daß ihn heitre Sünden nie bestrickt hätten, der nichts als den Willen und die Gewalt des Herrschers zu lieben schien, verlor sich jetzt völlig an die strahlende Heiterkeit seines Kindes. Und so sah der Kanzler voraus, was geschehen würde, sobald die Tafel aufgehoben sei. Wilkefort blickte häufiger, anhaltender nach dem Fenster und sagte endlich, vertraulich zum Erzbischof hinübergebeugt:

„Lassen Sie Gnade ergehen, hochgnädigster Herr! Die Bauern, welche sich Gehör bei Ihnen erbeten haben, müssen ja in dieser Sonnengluth verschmachten. — Mich drückt die Schwüle hier in Ihrem Saal, denken Sie, wenn ich drunten stehen und auf Einlaß harren müßte!"

Das Gesicht des Erzbischofs verfinsterte sich augenblicklich wieder. Der Kanzler und einige der umsitzenden Herren lauschten mit verhaltenem Athem auf die Erwiderung des Fürsten. Im Tone des Vorwurfs sagte derselbe:

„Sie machen mir wahrlich keine Freude, Wilkefort, mit Ihrer Bitte. Wenn Sie wüßten, was diese Frechen mir schon für Leid bereitet, für Sorgen verursacht haben!" —

„Schlagen Sie ab, was sie bitten, mein Fürst," entgegnete Wilkefort und ein Anflug von Trotz zeigte sich auf ihrem reizenden Gesicht. „Aber lassen Sie die armen Männer nicht länger in der glühenden Sonne stehen, ich leide darunter!"

„Sie reden dem Trotze, dem frechsten Uebermuth der rebellischen Ketzer das Wort!" mischte sich hier der

Kanzler in das Gespräch. Sehr zur Unzeit, denn das Fräulein erglühte und rief lauter als zuvor:

„Davon weiß ich nichts, versteh ich nichts. Ich will nur, daß die Leute nicht verschmachten sollen, und wenn keine Zeit ist, sie zu hören, so schicke man ihnen wenigstens ein Zeltdach und Früchte und gekühlten Wein!"

Der Conte Resina, obschon er kaum wußte, wovon gesprochen ward, nickte Beifall, der Canonicus hatte ihn dazu ermuthigt, indem er selbst den strengen Erzbischof lächeln sah. Derselbe erhob sich jetzt aus seinem Sessel und gab damit das Zeichen zum Ende der Tafel. Doch indem er im Begriff war, Wilkefort seinen Arm zu reichen, schien er sich eines Bessern zu besinnen, winkte den römischen Cavalier heran, welcher unter tiefer Verbeugung näher schritt und sagte zu dem jungen Mädchen:

„Weil Sie denn bitten, Wilkefort, so will ich die Leute hören. Ich rechne auf Sie, wenn ich Unmuth davontrage! Graf Resina, führen Sie das Fräulein zu ihrem Zimmer, — Grell, kommt mit mir!"

Die letzten Worte waren an den Kanzler gerichtet. Gleichzeitig versäumte der Fürst nicht, sich am dankbaren Lächeln der schönen Wilkefort zu erlaben. Der Kanzler raunte einem der geistlichen Herren, die zunächst standen, zu:

„Er will die Pinzgauer hören. Es giebt Sturm im Haus, denn ich bin sicher, daß sie nichts Andres begehren werden, als die Entlassung aus dem Lande.

Sie freilich hat es leicht, den Sturm zu beschwören, denn Niemand ist sichrer vor ihm, als Wilkefort O'Heary!"

Der Angeredete nickte bejahend, der Kanzler folgte dem Erzbischof, welcher nach seinem Empfangszimmer schritt, nachdem er zuvor dem wachthabenden Hauptmann der Leibgarde einen Befehl zugerufen. Das schöne Mädchen verließ am Arme des Conte Resina den Saal, der stolz an ihrer Seite ging. Der halb höhnische, halb mißfällige Blick, den sie der hagern Gestalt und dem spitzen Gesicht des römischen Nobile schenkte, konnte ihm unmöglich Anlaß zu so selbstzufriedenem Stolze geben. Aber mit steifer Würde geleitete er sie durch die Zimmer, über den breiten Corridor bis zu ihrer eignen Wohnung im Schlosse. Ein Kammerlakai riß die Thüren derselben auf, eine Zofe eilte herzu, im Hintergrund des prächtig ausgestatteten Vorzimmers ward das Ehrenfräulein Wilkeforts sichtbar. Conte Resina sah sich mit einer leichten kühlen Verbeugung verabschiedet und stand noch eine Weile unschlüssig zwischen den Säulen des Corridors, ehe er sich der Treppe zuwandte.

Drinnen in den Gemächern aber stürzte das Fräulein, unbekümmert um Diener und Zofen, ihrer Gesellschafterin entgegen, warf sich stürmisch, mit heftig ausbrechenden Thränen, an ihren Hals und ließ sich nur so von der Erschrockenen durch die Thür des Innenzimmers führen. Sie glitt hier auf die persischen Teppiche hin und barg das Haupt in den Schooß der Freundin.

„Ich trage mein Unglück nicht länger, Felicitas," schluchzte sie. „Wieder einen Mittag hab ich lächeln

müssen nach allen Seiten, um nur den armen Bauern, die unten in der Sonne lechzen, ein Dach über ihr Haupt zu bringen. Und wieder ist ein Mensch am Hofe, der kaum gehört hat, wer ich bin und welche Schmach auf mir lastet, schon mit frecher Zuversicht drein schaut."

„Wilkefort, liebe Wilkefort, Sie vergessen sich stets aufs Neue. Wer Sie hört, sollte glauben, Sie wären unglücklich! Sind Sie nicht der Abgott, das Schooskind Ihres hohen Onkels? Haben Sie nicht alle Freiheit und jeden Wunsch erfüllt, auch wenn es Ihnen dienlicher wäre, daß er versagt bliebe?"

„Meines Onkels?" wiederholte das schöne junge Mädchen mit Bitterkeit. „Er ist doch mein Vater, Felicitas, wenn Sie sich auch scheuen, ihn so zu nennen. Und Gott verzeih ihm, daß ers ist. Läßt er mich hier in Pracht und Fülle leben, so scherz ich ihm die Runzeln von seiner Stirn hinweg! Was mir wirklich werth war, meine Freiheit, soll ich hingeben, nur damit ich nicht mehr den Namen meiner Mutter zu tragen brauche. Weil er mir den seinen nicht geben kann, werd ich jedem abenteuernden Cavalier angeboten, — ich schwöre, Felicitas, daß der gelbe römische Conte schon weiß, wie bald ich zu haben bin, wenn sein Wappen und Stammbaum nicht zu gefälscht sind!"

Wilkefort weinte wieder heftig. Felicitas blickte völlig rathlos auf die vor ihr Knieende und sagte dann:

„Aber um aller Heiligen willen, liebste Wilkefort, was denken Sie sich, was wünschen, was wollen Sie?"

„Was ich will?“ rief Wilkefort emporspringend und aus ihren tiefen braunen Augen halb kühn, halb wehmüthig blickend. „Ich weiß es selbst nicht! Dem ganzen Hofe hier entfliehen, — wenn ich Jemand fände, der den Muth hätte, mich zu meiner Heimath zu geleiten! Aber einen solchen Mann giebts hier nicht, giebts nirgend! Sie wedeln Alle und buhlen um die Gunst des Erzbischofs. Vielleicht fänd ich auch allein den Weg nach der grünen Insel. Wo der Shannon ins Weltmeer fließt, steht der Pachthof meiner Vorältern; im Gras, das vom großen Wasser feucht ist, hat meine Mutter gespielt. Da möcht ich sein, nicht hier, wo sie mich Alle verachten, wenn sie mir auch Alle schmeicheln!“

„Und Ihr Oheim — Ihr Vater — Wilkefort?“ fragte Felicitas zögernd. Aber sie hatte offenbar den rechten Ton getroffen, Wilkefort blickte ruhiger, sie lächelte wieder und sagte, mit leichtem Seufzer:

„Er würde mich schwer missen, er liebt mich! Aber mit diesem Conte Resina und anderen Cavalieren mag er mir fern bleiben, ich schäme mich nicht, Wilkefort O'Heary zu heißen! Komm jetzt, Felicitas, wir müssen die Bauern sehen, die zum Fürsten gehen!“

So zog die leichtbewegliche Schöne, in deren Seele die Stimmungen schnell wechselten, die Freundin mit sich fort nach dem Vorzimmer, dem Corridor. Hier gingen beide wie lustwandelnd auf und ab, die mächtige Treppe des Schlosses scharf im Auge behaltend. —

Indessen glühte und strahlte über dem weiten Platz vor dem Schlosse die Mittagssonne. Der prächtige

Brunnen, dem breiten Portal gegenüber, blitzte im Lichte, die braunen Marmorrosse, die sich aus seinem Becken emporbäumten, wurden von silberheller Fluth übergossen. An die Brunnenwand gelehnt, um einen Hauch der Kühlung zu empfangen, standen, schweißgebadet, seit sieben Stunden harrend, jene Männer aus den Alpen, die in der Dämmerfrühe auf der Straße vom Untersberg gekommen waren. Es waren wetterbraune harte Gesichter, hohe knochige Gestalten, die in ihren lodnen Joppen da lehnten. Keinem schien Schweiß und Mühsal fremd. Aber wie sie sich jetzt, die spitzen schwarzen Hüte in den Händen, zum Wasserbecken niederbeugten, einen Trunk zu thun oder die Stirn zu netzen, war leicht zu sehen, daß sie erschöpft und müd wurden. Ihre Augen hefteten sich in kurzen Pausen auf die weite Bogenwölbung des Schloßthors, unter der, zwischen Gardisten rechts und links, ein riesiger Schweizer mit silberbeschlagenem Stabe lehnte. Dann blickten sie wieder auf Andreas, den Steiger, und warteten schweigend weiter. Der Steiger schützte seine Augen, so gut er vermochte, mit Hut und Hand, und sagte:

„Meine Augen sind ans Dunkel gewöhnt, ich erblinde fast in dem Mittagslichte. Der Kanzler hat uns eine bessere Folter ausgesonnen, als wenn er uns ungethaner Sache heimgeschickt hätte!“

Die Uebrigen nickten zustimmend, nur Einer sagte: „Wenn der Erzbischof weiß, daß wir dem Abgesandten des Preußenkönigs versprechen mußten, drei Tage auf Einlaß und Gehör zu warten, so werden wir sicher

auch am dritten Tag bis Sonnenuntergang hier stehen müssen."

„Die Qual wird bald ein Ende haben!" entgegnete der Steiger. „Länger können wirs nicht tragen, wir müssen aus dem Land — oder es geschieht ein Unheil, daran ich nicht denken mag." Die letzten Worte ihres Führers beantworteten die Bauern nur durch finstere entschlossene Blicke, — zwei oder drei sahen drein, als würden sie dies Unheil willkommener heißen, als das Harren am Marmorbrunnen.

In eben diesem Augenblicke winkte der Schweizer am Portal die Männer mit seinem Stabe heran. Verwundert schauten sie nach ihm hinüber, aber da er seine Bewegung mit gebieterischem Ausdruck wiederholte, so ordneten sie sich schweigend, Andreas an ihrer Spitze, und schritten nach dem Schlosse hin. Auf eine kurze Frage des Steigers gab der riesige Luzerner am Thor höhnisch zurück:

„Gewiß, der hochgnädigste Herr will Euch vorlassen. Er hofft, daß Ihr genug geschmort seid; zeigt Euch denn fein mürbe, wenn Ihr vor ihn kommt."

Andreas blickte den Uebermüthigen so verächtlich ruhig an, daß er unsicher wurde und sich seitab wendete. Die andern Bauern achteten weder seines Spottes, noch des höhnenden bunten Gaffertrosses, welcher sich jetzt auf jedem Absatz der breiten Treppe zu sammeln begann. Mit schweren festen Tritten, wie sie auf ihren Alpenpfaden gewöhnt waren, gingen sie die Stufen empor. Voran der Steiger, und den Weg zum Empfangszimmer

des Erzbischofs zeigend, ein Kammerlakai. Freche Worte klangen ihnen hier und dort nach, einige Diener bekreuzten sich scheu vor den trotzigen Ketzern. Aber wie Menschen, die längst einen Ausnahmezustand gewöhnt sind, verfolgten sie ihren Weg. Sie sahen erst auf und um sich, als der Steiger mitten im Flur plötzlich stillstand und der Kammerlakai mit ehrfurchtsvollem Schreck zurücksprang. Sie erblickten ihrem Führer gegenüber zwei Damen, die in ihren prächtigen Gewändern und ihrer stolzen Schönheit unschwer als Angehörige des Schlosses zu erkennen waren. Die jüngere derselben wars, die den Steiger angeredet oder angerufen und ihn zu so tiefer Verbeugung, so brennendem Erröthen gebracht hatte. Sie sprach ihn, mit Güte, aber in seltsamer Hast, für alle seine Gefährten an:

„Der Erzbischof will Euch hören, ihr Männer! Seid klug und laßt seiner Güte Zeit zum Erwachen! Ertrotzen werdet Ihr nichts von ihm, erbitten könnt Ihr Vieles, wenn Ihr Geduld und Vertrauen haben wollt!“

Der Steiger dachte zu antworten. Aber wie sie plötzlich aufgetaucht, verschwand die liebliche Erscheinung wieder, die steifere Freundin flüchtig nach sich ziehend. Eine der nächsten Flügelthüren schloß sich hinter ihr; der Kammerlakai, der mit noch sprachloserem Erstaunen als die Bauern den Vorgang gesehen hatte, führte sie eilig, doch minder hochmüthig als zuvor, ins Vorgemach des Fürsten. Hier bedeutete ihnen der Offizier der Leibgarde herrisch, daß sie des Rufes zum Erzbischof warten

möchten und trat dann ans Fenster, sie ihren eignen Betrachtungen überlassend.

Indessen hatte im Zimmer des Erzbischofs selbst der Kanzler eine schwere Viertelstunde zu bestehen. Anton Firmian hatte sich von seinem Leibdiener des Waidmannskleides entledigen lassen und saß jetzt im Schmucke eines Cardinals auf dem rothsammtnen Lehnsessel in der Mitte des Gemachs. Der Kanzler legte ihm Papiere vor, von denen der Fürst eins nach dem andern zornig bei Seite schleuderte und zuletzt sagte:

„Der kurze Sinn Eurer langen Verhandlungen mit Regensburg ist also kein andrer, als daß mir die Hände gebunden sind. Sobald die verstockten Abtrünnigen kommen und verlangen, aus dem Lande zu ziehen, so hab ich nichts als Ja zu sagen und sie dem Lutherthum und dem ketzerischen Preußenkönig für immer in die Arme zu treiben!“

„Der Reichstagsschluß sagt, daß Alle, die im Land verbleiben, gezwungen werden können, in den Schoos der heiligen Mutterkirche zurückzukehren,“ wendete der Kanzler ein.

„Alle, die im Land bleiben. Man wird sie zählen können,“ sprach der Erzbischof bitter. „Oder wollt und werdet Ihr sie halten, Grell?“ fügte er mit einer plötzlichen Wendung hinzu. „Ich will jetzt hören, was sie zu sagen haben. Da Ihr mirs nicht ersparen konntet, so will ichs auch von meinen rebellischen Unterthanen noch vernehmen, wie weit meine Macht über sie reicht und wie weit nicht!“

Der Kanzler wartete trotz dieser Worte noch einen Wink ab, ehe er selbst — denn kein Diener war in dem Zimmer zugegen — die Thür nach dem Vorgemach öffnete. Die Bauern standen harrend in einer Reihe, nur Andreas, den sie zum Sprecher erwählt, einen Schritt voran. Sie folgten der Handbedeutung des Kanzlers augenblicklich und schritten durch die Thür einzeln in das Zimmer ihres Fürsten. Den Meisten schlug das Herz hörbar, während sie sich drinnen wie im Vorgemach ordneten. Nur Andreas Heimberger, der Steiger von Berchtesgaden, stand ohne Zittern und mit einer gewissen Sicherheit vor dem finster blickenden Erzbischof. Seine dreimalige Verbeugung war tiefer und ehrfurchtsvoller, als die der Andern, aber gleich darnach erhob sich sein Haupt wieder und er allein wich dem drohenden Auge des Fürsten nicht aus, welcher mehrere Minuten in peinlichem Schweigen verstreichen ließ.

„Ihr habt Gehör bei mir verlangt,“ hob er endlich an, „und obschon Ihr mir noch keine Ursache gabt, von Euch viel Gutes zu hoffen, hab ich Euch nicht versagen wollen, vor Eurem Herrn zu reden. Was ist Euer Begehr?“

„Hochgnädigster Fürst und Landeshirt,“ sagte Andreas mit einer markig voll erklingenden Stimme, „wir sind von den evangelisch Gläubigen im Pinzgau gesendet! Briefe verkünden in allen Thälern, daß unsre langen Leiden ein End haben sollen, daß uns der Preußenkönig eine Zuflucht in seinem Lande gönnen will. Weit im Norden sollen wir einen Boden finden,

den wir bauen, da wir beten mögen! Herr, Ihr wißt es, wie unser Herz an der Heimath hängt, Ihr wißt es, wie treu wir gewesen sind, wie gern wir Eure Steuern und Gaben gezahlt haben. Aber von der reinen Lehre und dem reinen Wort können und wollen wir nicht lassen! Und so stehen wir zum letzten Male vor Euch und fragen für unsre Tausende von Brüdern, ob Eure Gnade uns vergönnen will, bei den Aeckern unsrer Väter zu bleiben, oder ob wir wandern müssen, weil wir an Christi Lehre halten, wie sie die Schrift und Luther, der Gottesmann, klar und lauter kündigen!"

Andreas hatte sich, während er sprach, hoch aufgerichtet. Seine sonst im Schacht und beim Bibellesen in langen Winternächten gebleichten Wangen rötheten sich heut zum zweiten Male, seine Augen senkten sich nicht vor dem Zornblitz, der aus denen des Fürsten flog. Der Erzbischof stand mit einer raschen Bewegung aus seinem Sessel auf und herrschte den Sprecher an:

„Schleppt denn die verdammten Füße zum Norden und Satan wird Euch den Weg bereiten! Du aber, der so frech hier geredet, was hast Du vor meinem Antlitz zu suchen? Bist Du nicht Andreas Heimberger, der Steiger im Salzwerk des hochwürdigsten Probstes und der Chorherren zu Berchtesgaden? Stiftest Du in meinen Landen Aufruhr und wagst dann noch vor mich zu treten, elender Bube?"

Andreas zuckte zusammen; von seinen Gefährten stand mehr als einer schlotternden Knies bei diesem Zornausbruch des Erzbischofs. Der Steiger aber wendete sich

nach dem Fürsten hin und rief, mit noch mehr erhobener Stimme als zuvor:

„Hochgnädigster Herr, wenn Ihr selbst nicht wißt, daß ich Euer Unterthan bin, so wird es Euer Kanzler wissen! Ich bin mit Hof und Haus im Pinzgau gesessen, — wenn Ihr einem Eurer Bauern hier ein Wort in ihrer eignen Sache vergönnt, so darf auch ich reden!"

Der Erzbischof sah rasch nach dem Kanzler, welcher hinter seinem Sessel stand, und auf den fragenden Blick bejahend nickte. Mit finsterem Groll ließ sich Anton Firmian wieder in sein purpursammtnes Kissen gleiten und gab dem Kanzler einen Wink, näher zu treten und die Verhandlung mit den Bauern weiter zu führen. Der Kanzler musterte unmuthig die feste, entschlossene Haltung des Steigers und zweier Andern, die ihn hinlänglich belehrte, daß die Lutheraner von den wenigen Vortheilen ihrer traurigen Lage wohl unterrichtet seien.

„Man wird Euch gesagt haben," sprach er mit herber Bestimmtheit, „daß von fernerer Langmuth gegen Euch und von einer Wahl keine Rede mehr sein kann. Entweder Ihr nehmt das Erbieten des Preußenkönigs und Eurer übrigen Freunde an, und wandert alsbald nach Norden, — oder Ihr tretet reuig zur Mutterkirche zurück, wozu die heilige Jungfrau Euren Sinn erleuchten wolle. Wie viele aus Euren Thälern gedenken die Wanderung anzutreten?"

„Mit Weib und Kind werden vom Pinzgau bei fünftausend ziehen müssen," sagte Andreas. „Tausend Andere aus dem Stift Berchtesgaden wollen sich uns anschließen."

„Es sind die Knappen Deines Salzwerks, die Du verführt und aufgewiegelt hast,“ fiel der Kanzler ein. „Und der hochwürdigste Stiftsprobst weiß, was Ihr vorhabt?“

„Er hat seinen Unterthanen frei Geleit und die Wohlthat gelobt, daß sie Hab und Gut ihrer Armuth mit aus dem Lande führen mögen. Das Gleiche suchen wir hier bei unserm hochgnädigsten Fürsten und Herrn! Bedenkt in Gnaden, daß wir kurzen Sommer und weite Wege haben!“

Der Erzbischof nahm jetzt wieder das Wort. Mit schneidender Härte sagte er:

„An Euren Seelen war mir gelegen. Eure Rinder und Bündel kümmern mich nicht. Tragt sie von dannen und zieht wohin Ihr immer möget. Wißt aber, daß Euch jede Meile, die Ihr dem Norden näher kommt, auch der ewigen Verdammniß und dem höllischen Feuer um tausend Meilen näher bringt! Was Ihr wollt, geschehe Euch, und jetzt aus meinen Augen!“

Nach diesen Zornworten den Abgesandten seiner Unterthanen den Rücken kehrend, schritt der Erzbischof zum Fenster. Er blickte hinaus, während sie sich wiederum tief verneigten, und er sah sie nicht, als sie das Zimmer verließen. Eilig, froh das Schwerste hinter sich zu wissen, drängten die Männer durch die Vorzimmer, den Corridor und der breiten Schloßtreppe zu. Nur Andreas, der Steiger, blieb gehalten. In stummem Ernst gedachte er des eben Erlebten und auch zu fernen Tagen führte ihn die Erinnerung angesichts dieser Räume zurück.

Im Zimmer des Erzbischofs herrschte nach dem Abgang der Bauern eine schwüle Stille. Anton Firmian stand noch immer an dem hohen Bogenfenster und ließ den Kanzler in peinlicher Erwartung. Endlich wandte er sich zurück zu ihm und sagte, die Bestürzung seines Dieners wahrnehmend, mit soviel Milde, als er in diesem Augenblick aufzubringen vermochte:

„Laßts Euch nicht persönlich nahe gehen, Grell. Ihr sollt keine Schuld haben! Solch ketzerischer Aufruhr ist unheilbar, bald ist er Gift, bald Brand, und der Mensch ist immer nur auf eins gefaßt. Aber strengt Euren Witz an und rathet, was hier zu thun ist!"

„Nach den Reichstagsbeschlüssen, nach den Briefen aus Preußen und den Reden des Commissars, den sie von dorther geschickt haben und von dem sicher auch schon die Bauern wissen," nahm der Kanzler das Wort, „wird man nicht daran denken dürfen, der heiligen Kirche und dem Lande mehr als Einzelne von ihnen zu erhalten. Erschwerungen der Güterverkäufe —"

„Die Unterthanen, nicht die Güter will ich behalten, gehorsame, treugläubige Unterthanen," rief der Erzbischof. „Sagtet Ihr nicht, wer nun im Land bleibe, den hätten wir das Recht in den Schooß der Kirche zurückzuzwingen? So müssen wir sorgen, daß viele im Lande bleiben — sehr viele und mehr, als sich heut Nacht träumen lassen!"

Anton Firmian sprach die letzten Worte mit dem Ausdruck eines geheimen Entschlusses. Der Kanzler sah ihn ehrfurchtsvoll fragend an. Der Erzbischof aber be-

deutete ihn mit einem Wink, die Sache ruhen zu lassen, fügte jedoch nach einigem Besinnen hinzu:

„Laßt meinen Marschall wissen, daß ich ihn vor dem Abend sprechen muß. Ich allein kann wenig unternehmen, der Probst und die Stiftsherren in Berchtesgaden müssen mir helfen. Wir werden vermuthlich morgen auf einige Zeit nach dem Stift hinübergehen und die Gäste des Probstes sein!"

Der Kanzler schien weitere Befehle zu erwarten. Gewiß war, daß ihn der Fürst nicht entließ und in seinen Mienen die Lust zu sprechen und die Lust zu schweigen mit einander kämpften. Er trat in einer gewissen Hast noch einmal zum hohen Bogenfenster und wieder hinweg, endlich hob er an:

„Sagt mir, Grell, ob die ketzerischen Rebellen wissen, daß ich einen alten Groll, einen Haß gegen diesen Steiger, den Andreas Heimberger, hege? ob sie ihn darum an mich abgeschickt, oder nur weil seine Zunge glatter und frecher ist als die der Andern?"

Der Kanzler blickte den Erzbischof ungläubig staunend an. Aber dessen Gesicht verrieth zu deutlich, daß er reine Wahrheit gesprochen, ein unheimliches Zucken des erbitterten Hasses umspielte noch jetzt bei der bloßen Erinnerung an den Steiger von Berchtesgaden den Mund Anton Firmians. So sagte der Kanzler nach vorsichtiger Zögerung:

„Mein hochgnädigster Herr läßt sich herab, einen Mann wie diesen Bauern und Steiger zu hassen? Verdient der Bursche diese Ehre?"

„Ich weiß nicht, ob sie ihm dienlich ist!“ erwiderte der Erzbischof immer finstrer werdend. „Aber seht, Grell, wir hassen nichts so sehr, als Mahnungen an eine alte Schuld! Gegen den Steiger hab ich einst meine Fürstenpflicht vergessen. Es war just zur Zeit, als Mary O'Heary starb, ich stieß jeden Menschen im wilden Zorn von mir und weiß es noch wie heut, daß ich den Burschen sammt einem Bruder mit einer Bitte oder Klage herb abwies. Ich wollte meinen Schmerz um die Sterbende in meinen Forsten beim Waidwerk vergessen, sie traten mir in den Weg und ich habe ihnen meine Erbitterung darüber fühlen lassen. Nun sag ich mir oft: wer weiß, ob der Mann ein Ketzer, ein Aufrührer geworden wäre, wenn ich ihn damals gehört hätte! Habt Ihr den Heimberger wohl ins Auge gefaßt, Grell? Saht Ihr nicht, daß er den Verstand und den Muth für die Andern hat? Aber gemach, gemach, er soll mir fürderhin keine Unruhe mehr bereiten! Geht jetzt und ruft mir den Marschall.“

Der Kanzler raffte seine Papiere zusammen und trat mit tiefer Verbeugung aus dem Gemach. Draußen murmelte er: „Wir hassen nichts so sehr, als Mahnungen an eine alte Schuld. Und in anderem Falle lieben wir nichts so sehr, — schnurstracks zwei wunderlich ungleiche Stämme aus derselben Wurzel! In Andreas Heimbergers Haut aber möcht ich nicht stecken, nach Allem, was ich heute gesehen und gehört habe.“

Gleichzeitig mit dem Kanzler waren aus der Reihe der Gemächer, welche an die des Erzbischofs sich anschloß,

zwei Frauengestalten geschlüpft. Wilkefort O'Heary und ihr Ehrenfräulein Felicitas wichen der Begegnung mit dem Würdenträger flüchtig aus. Wilkefort schien in strahlender rosenfarbener Laune, die Begleiterin dagegen sah scheu und ängstlich um sich, und athmete erst auf, als sie den Kanzler die Treppenstufen hinab verschwinden sah.

„Nein, Wilkefort, ich nehme an solchen Abenteuern nicht wieder Theil. Ich überschreite meine Pflicht Ihnen zu Liebe und schwebe dabei in Todesangst!" sagte Felicitas. Wilkefort brach in ein übermüthiges heiteres Lachen aus:

„Abenteuer, — das nennen Sie Abenteuer, daß wir die Bauern belauscht haben, als sie zum Fürsten gingen und von ihm kamen? Ein rechtes Abenteuer haben wir Beide noch nicht erlebt und Sie können sich keines träumen, wie ichs thue. Aber das müssen Sie doch sagen, Felicitas, daß der Bauernführer, trotz seines groben Kittels, stolzer und männlicher dreinsah, als unsere Cavaliere. Haben Sie nicht bemerkt, wie er den Kopf hoch trug und selbst unsern Gardecapitain betroffen machte?"

„Vor dem hochgnädigsten Herrn wird er gebückt genug gestanden haben," sagte das Fräulein verdrießlich und beinahe gereizt.

„Nein, nein, gewiß nicht," rief Wilkefort. „Er ist sicher ein Mann, wie sie Alle sein sollten, und gleicht viel eher den Kreuzfahrern des Tasso, als dieser Conte Resina, der sich seiner Verwandtschaft mit Tancred rühmt.

Ich möchte den gelben Conte sehen, wenn er diesem Ritter, der nur ein Bauer ist und von Tancred nichts gehört hat, allein begegnen sollte."

Mit wachsendem Mißmuth vernahm Felicitas diese Ausrufungen. Der Marschall, der über den Corridor zum Erzbischof eilte, kam ihr insofern zu Hülfe, als sich Wilkefort, von ihm aufgescheucht, wenigstens bewegen ließ, nach ihren Zimmern zurückzukehren. — —

Im Laufe des nächsten Vormittags wurden die Bewohner des Schlosses zu Salzburg durch eine Reihe von Befehlen, welche aus dem Munde des Hofmarschalls kamen, in Aufregung und fliegende Thätigkeit versetzt. Treppauf und treppab verbreitete sich die Kunde, daß der Erzbischof mit einem Theil seines Hofes nach Berchtesgaden reisen und dort einige Tage verweilen werde. Daß der Graf Waldstein, der erste Kammerherr des Fürsten, bereits vorangeschickt war, dem Probst von Berchtesgaden so hohen und zahlreichen Besuch zu melden, daß der Kanzler und zwei Räthe des Erzbischofs diesen begleiten würden, flüsterten sich die Lakaien im Schloß zu und besprachen die galonnirten Kutscher und Reitknechte im Marstall bei ihrem Frühtrunk. Zu den meisten Glossen und verwunderten Ausrufungen gab die Weisung Anlaß, daß außer dem üblichen Troß für Prunkreisen auch der große Jagdzug mit all seinen Jägern, Rüden und Geräthen mit aufzubrechen habe.

Im ganzen Schloß war vielleicht Niemand, der über den durchaus plötzlichen unerwarteten Aufbruch Freude empfand, als Wilkefort. Sie vernahm aus dem Munde

des Erzbischofs, daß sie sich zu einer Lustfahrt von mehreren Tagen bereiten möge. Im Flug war die Bitte bereit, den kurzen Weg auf ihrem braunen Lieblingspferde Condé zurücklegen zu dürfen, und die Gewährung ward halb erschmeichelt, halb ertrotzt. Das anmuthige Mädchen war klug genug, zu sehen, daß nur die unbeschränkte Güte des Erzbischofs für sie ihn zu einem Eingehen auf diese kleinen Wünsche veranlaßte. Die Stirn des Fürsten war von Sorgen bewölkt, soviel er sich auch Mühe gab, Wilkefort ein durchaus lächelndes Gesicht zu zeigen. Sie ließ ihn mit seinem Kanzler und seinen Räthen allein und vernahm noch unter der Thür, wie er den letztern sagte:

„Keine Fragen heut! Ihr werdet hören, was Ihr zu thun habt, nicht mehr, noch weniger. In dieser Sache denk ich mir allein zu rathen, und Ihr könnt alle Worte sparen!“

Wilkefort entschlüpfte rasch, um Felicitas aufzusuchen. Sie jubelte ihr entgegen:

„Mein Condé wird gesattelt, wir gehen nach Berchtesgaden! Wir sehen die herrlichen Berge, den grünen See, meinen See wieder, Felicitas; wir dürfen glücklich sein, und wir wollens auch, wenn wir den Grafen Resina im Gefolge führen müssen!“

Eine Stunde verging in eiligen Vorbereitungen. Vor dem Schlosse hielt eine Reihe gold- und wappenbedeckter Reisewagen und Karossen, dazwischen reich aufgezäumte Reitpferde, unter denen die schlanke hellbraune Stute des Fürstenkindes mit besonderer Sorgfalt behütet ward.

Diener, die sich auf die Außensitze der Wagen schwangen, Vorreiter, welche schon den Zügel ihres Pferdes anzogen, des Winks zur Abreise gewärtig, im Hintergrund der große Jagdzug, welchen der alte Jägermeister mitten im Getümmel gaffender und schwatzender Zuschauer ordnete, die aus der ganzen Stadt herbeiströmten!

Jetzt endlich trat der Erzbischof, fast unmittelbar von Wilkefort O'Heary und ihrem Ehrenfräulein gefolgt, aus dem Portal des Schlosses. Ehe er seinen mit sechs weißen Pferden bespannten Reisewagen bestieg, sah er aufmerksam, wie sich das junge Mädchen auf ihr schönes Roß schwang und weidete sich an den Blicken der Bewunderung, die theils aufrichtig, theils in Absicht auf die Gunst des Fürsten der reizenden Reiterin gezollt wurden. Mit Unmuth sah er dagegen den Conte Resina in einer Karosse sitzen, er mochte ihn zu Pferde an der Seite Wilkeforts erwartet haben. Er winkte dem Kanzler, in seinen Wagen zu kommen, gab das Zeichen zur Abfahrt und der glänzende Zug rollte und sprengte durch die steinernen Bogen am Domportal vorüber und am Fuß der Hohensalzburg dahin, die mit drohenden metallenen Augen die Bischofsstadt bewachte.

Draußen im breiten Thale der Salzach war ein blauleuchtender Julitag aufgegangen. Blendend strahlte der Himmel, im Duft verschwanden beinahe die Formen der Berge. Der Erzbischof warf kaum einen flüchtigen Blick über das Land und trieb zur höchsten Eile. Wilkefort ritt dem Schlage seines Wagens zunächst, er saß aber in so eifrigem und so wenig aufheiterndem Gespräch

mit dem Kanzler, daß er sie kaum wahrnahm. Um Wagen und Reiter flog der weiße trockene Staub in Wolken und bedeckte die Wappen, die Goldverzierungen, die reichen Kissen. Der Schweiß entströmte den Rossen, und die Wagenlenker jagten so eilig dahin, daß Wilkefort ihren Condé aus dem Trabe in Galopp übergehen ließ. Sie versuchte noch immer die Aufmerksamkeit des Fürsten zu erregen und scherzte selbst mit dem Kanzler, wenn derselbe aus dem Wagen hervorblickte. Anton Firmian schien aber völlig von den Sorgen des Landesherrn gefesselt zu sein. Jeden vorübergehenden, dem fürstlichen Zug erstaunt nachschauenden Bauern prüfte er scharfen Auges. Wilkefort errieth den Grund seiner finsteren Verstimmung und als sie zur Seite des Wegs einen Trupp ehrfurchtsvoll grüßender Landleute wahrnahm, deutete sie auf dieselben hin und rief dem Erzbischof zu:

„Die Leute sind sicher glaubenstreu — sie grüßen unterthänig."

Aber Anton Firmian hatte heut kein Ohr für die schmeichelnde Stimme der schönen Tochter, und sein scharfes Auge blitzte den Landleuten nach. In bitterem Unmuth entgegnete er zwei Augenblicke später:

„Dort vor dem allerheiligsten Marienbilde stülpt sich ihr Hut aufs Ohr. Die Herzen sind alle rebellisch, höchstens die Hände an den alten Gruß gewöhnt!"

Eben rollten die Wagen zum Untersberg heran, der, im Mittagslichte blauschimmernd, Felswand über Felswand, schroff und mächtig emporstieg. Der Weg schlang

sich bergan, die rasende Eile, mit welcher die Wagen dahingerollt, die Reiter gejagt waren, mußte eingestellt werden. Diesen Augenblick benutzte Wilkefort, sich dem Erzbischof von Neuem zu nähern.

„Wissen Sie, hochgnädigster Herr, daß von diesem Berge im Volk eine hübsche Sage läuft. Es heißt, der gewaltige Karl der Fünfte schlummere in seinen Tiefen, — einsam und unvermählt. Einst soll er ans Licht treten, das erste Mädchen, das ihn begrüßt, seine Erwählte werden. Ein wenig zurück, liebste Felicitas, wenn der Kaiser eben erwachte, möchte ich doch vor Ihnen an der Felspforte sein!“

„Lassen Sie den Kaiser ruhig schlafen, Wilkefort,“ sagte der Erzbischof. „In seinen Tagen begann unser Stern zu erbleichen, er kämpfte zuerst umsonst gegen die Wahnsinnslehre, die auch wir vergeblich bekriegen. Was sollte er schauen, wie zweihundert Jahre uns nicht weiter gebracht haben? Mag er doch in der Bergestiefe träumen, — ich finde mehr Sinn in dem Ammenmärchen, als ich je geglaubt hätte!“

So unhold hatte Wilkefort den Fürsten nie vernommen und gesehen. Halb bestürzt, aber zu sehr im Glücksgefühl der Reise, um sich eigentlich niederschlagen zu lassen, lenkte sie ihr Roß vom Reisewagen des Erzbischofs hinweg und ihrer Begleiterin Felicitas zu. Dieser und dem jungen Pagen, welcher ihr beigegeben war, rief sie lachend entgegen:

„Die Staatsgeschäfte vermag ich nicht aufzuhellen. Ich merke schon, daß wir uns im Schloß von Berchtes-

gaden diesmal wenig Freude versprechen dürfen. Nun, wir werden den See befahren, almwärts steigen, Gemsen jagen, — wir wollen die Freude schon gewinnen, Felicitas!"

Der Zug trat in eine Wegstrecke ein, wo die Straße hart am Untersberg hinlief und durch waldige Anhöhen auch von der linken Seite eingeengt ward. Der ganze reisige Troß füllte die enge Felsenwindung, der Wagen des Erzbischofs, die Pferde Wilkeforts und ihrer Begleitung an der Spitze. In diesem Augenblicke schritt auf dem Fußpfad oberhalb der Fahrstraße eine Anzahl von Bergknappen des Salzwerks von Berchtesgaden dahin. Sie bewegten sich in ihren dunkeln Kitteln wie Schatten an der lichtübergossenen Felswand. Aber dicht neben dem langsam vorrückenden Zug senkte sich der Fußsteig, rückte mit der Straße hart zusammen, und so konnte man aus den Wagen jede Gestalt, jedes Antlitz der Bergknappen wahrnehmen. Wilkefort, deren Auge heller und schärfer war, als das der Andern, jubelte plötzlich auf:

„Sieh, Felicitas — den Steiger, den stolzen Ritter! Sieh nur, wie er stattlich dahinschreitet! — die Sonne legt eine Glorie um sein trotziges Haupt! Glaubst Du nun auch, daß er die Nachkommen der Kreuzfahrer erschrecken könnte?"

Damit warf das übermüthige Mädchen einen Blick rückwärts nach der Karosse, in welcher der römische Cavalier, verdrossen ob der Reiseanstrengung, saß. Dann trieb sie ihr braunes Roß wieder vorwärts, flog

leicht dahin, immer nach der Felswand emporsehend. Sie wußte nicht, daß dem Erzbischof weder ihr jubelnder Ausruf, noch ihre Blicke entgangen waren.

Anton Firmian richtete sein Auge jetzt gleichfalls zum Fußsteig empor. Sein Gesicht war noch bleicher, seine Miene noch gespannter, als wenige Augenblicke vorher. Die Lippen zuckten, die Zähne legten sich fest an dieselben, damit kein Ausruf unbedachten Zornes über sie komme. Aber der Kanzler, welcher seinen Herrn kannte, bemerkte wohl, daß ihn der unbefangene Jubelruf, das Entzücken seines Kindes über den oben ruhig Dahinschreitenden tödtlich verletzt habe. Und zwischen den unverständlichen Lauten, welche der Erzbischof halb erdrückte, hörte er doch, daß dem, der über dem glänzenden Zug und Troß dahinwandelte, der nicht einmal herabblickte, von seinem Herrn der Tod geschworen ward.

3.

Das Getümmel nicht endender Bewegung, das Auf- und Abströmen der zahlreichen Gäste erfüllte die Residenz des Fürstprobstes von Berchtesgaden. Seit drei Tagen weilte Anton Firmian von Salzburg bei dem kleinen geistlichen Fürsten, mit dem er sonst wohl manche Streitigkeit gehabt, um dessen Freundschaft er aber jetzt mit sichtlichem Eifer warb. Der Fürstprobst strengte alle Kräfte seines kleinen Hofes und Landes an, um im Prunk und Glanz es dem Erzbischof einigermaaßen

gleichzuthun, und sann sich müd, neue Schauspiele und Festlichkeiten für die Cavaliere, die demselben gefolgt waren, zu veranstalten.

Heut nun war ein Festtag. In der Stiftskirche celebrirte, was selten geschah, der Fürstprobst die Messe und beinahe alle Bewohner des Schlosses, des Fleckens, des Thals, waren in ihren Räumen versammelt. Dagegen zeigten sich unter der bunten Menge in schimmernden Hofkleidern und allen möglichen Landestrachten nur wenige von den Häuern des Salzbergwerks. Um so zahlreicher waren dieselben außer der Kirche auf dem Wege zum Schacht zu erblicken, durch dessen beide gemauerte Eingänge sie truppweis eintraten.

Drunten in den dunkeln Gängen und Hallen des riesigen Werkes herrschte lautlose Stille. Einsam blinkten von Zeit zu Zeit eine Reihe Grubenlichter zur letzten Tiefe hinab, in der sie verschwanden. An den Arbeitsstellen lagen die Werkzeuge unberührt, nicht das Tagwerk konnte es sein, was Hunderte von Männern in der tiefsten, im grauen Salzgestein weit und riesig gewölbten Halle versammelt hatte. Ein Werk- und Landeskundiger, der im fahlen rothen Lichte der Grubenlampen die Gesichter geschaut hätte, würde bald wahrgenommen haben, daß nicht blos die Häuer des Salzwerks hier vereint waren. Der schwarze Grubenkittel umbauschte manche lodene Bauernjoppe, die Grubenlampe schien am Gurt der Alpenhirten. Inmitten der Halle, an einen riesigen Salzblock gelehnt, standen einige Männer gesondert, unter ihnen Andreas, der Steiger, und ein

Fremder, dessen militärisches Kleid, dessen ganzes Wesen ihn von den hier Versammelten scharf unterschieden. Er schien ungeduldig auf das Stimmengewirr zu hören, welches den weiten Raum der Halle erfüllte und über das endlich die Stimme des Steigers hinwegtönte.

„Schließt Euren Rath, Ihr Männer!“ rief er. „Sind Eure Füße müd und Eure Herzen laß geworden, noch ehe wir die Wanderung angetreten haben? Was wollt Ihr auf bessere Tage harren, wo doch der nächste der beste ist? Unser letztes Wort zum Erzbischof und zum Probst ist gesprochen, wir haben frei Geleit, nichts Anderes, nicht mehr, zu hoffen. Unser Vätererbe, die Aecker und die Höfe sind in fremden Händen, — was kann es Euch frommen, die Aerndte reifen zu sehen, die Ihr doch nicht mehr schneiden sollt? Seid Ihr mannhaft, sonder Zagen und Wanken entschlossen, die neue Heimath zu suchen, in der uns endlich der Glockenton frei zur Kirche rufen, in der uns reines Gotteswort frei verkündet werden soll, — so einigt Euch um Tag und Stunde. Warum habt Ihr den Tag nicht festgehalten, welchen Ihr selbst an jenem Abend setztet, an dem ich mit den Brüdern von Salzburg wiederkehrte? Ihr sagt, um des Erzbischofs willen tragt Ihr Sorgen. Was hat die Reise des Herrn zu Salzburg zu unserm Herrn mit dem Tag unserer Wanderung zu schaffen? Ich mahn Euch, Brüder und Genossen, die Tage nicht ungenützt verstreichen zu lassen. Unsere Wanderung ist die längste, unsere Leiber werden manchesmal matt werden, ehe wir am Ziele sind. Laßt Euch jetzt, wo wir rüstig

und als Männer die ersten Schritte thun müssen, nicht aufhalten. Unser neuer Landesherr hat gnädigst diesen Herrn uns entgegengesandt, welcher uns Weg und Steg zeigen wird, auf den wir in allen Nöthen zählen dürfen. Faßt denn Beschluß, an welchem Tage wir aufbrechen, welchen Weg wir nehmen wollen! Wenn die Brüder aus dem Pinzgau auf der alten Wallfahrtsstraße über den Hirschbühl, sich mit denen aus dem Stift vereinigen und gemeinsam die Straße nach Baiern einschlagen, so betreten wir wenig salzburgisch Land, wovor Euch so viel bangt. Aber kommt zum Entscheid und dann mit Gott vorwärts!"

Die Versammelten hatten aufmerksam, mit zustimmenden Geberden zum größern Theil, den Worten des Steigers gelauscht. Der Commissar des preußischen Königs stand in ernster Haltung und musterte die Blicke der Versammlung, die mit größerem Vertrauen auf Andreas Heimberger, dem bewährten Führer, als auf ihm, dem Fremden, ruheten. Einige Hin- und Herreden wurden noch vernommen, zuletzt scholl immer lauter, immer bestimmter der Ausruf der Männer:

„Wir brechen am Samstag auf! Andreas mag die Straße bestimmen, den Zug ordnen und führen. Am Samstag, am Samstag!"

Aber mitten in den lauten Lärm des endlichen letzten Beschlusses, mitten in den Jubel, mit dem Viele ihre Zustimmung kund gaben, scholl von droben ein rauhes, höhnisches Lachen in die Versammlung hinab. In der Dunkelheit der unterirdischen Halle, bei der Todtenstille,

die eben noch in den oberen Gängen des Werkes geherrscht hatte, war es einzelnen der Zaghaften wohl zu vergeben, wenn sie teuflischen Hohn zu vernehmen glaubten und erbebten. Andere, Muthigere, stürmten den Leitern zu, um zu sehen, was die Ursache des Gelächters, das ebensowohl ein Gebrüll geheißen hätte, sein möchte. Ehe sie einige Sprossen emporgeklommen waren, stürzten sie auf den Boden der Halle zurück, von oben herab sahen die Versammelten blitzschnell ein Grubenlicht gleiten, die Gestürzten fühlten die Wucht eines schweren Körpers und zwei Augenblicke darauf stand Joseph Heimberger, der Schiffer, mitten unter der erschreckten, tobenden, drohenden Masse. Sein brüllendes Lachen schwieg auch jetzt nicht, und umsonst bemühte sich Andreas, durch Hinweis auf den Fremden, den Bruder zu sich selbst zu bringen. Der Hüne sah zwei-, dreimal über die Versammelten hinweg und hatte dann neue Anfälle von erschütternder Lustigkeit, bis ihm von allen Seiten zugerufen ward:

„Wo kommst Du her, Joseph? Was lachst Du so unbändig? Was spottest Du unser? So red doch, wenn Du zu reden hast!"

Joseph lachte und jauchzte wiederum hell auf. „Soll ich nicht lachen," brüllte er endlich, „wenn ich etwas schau, was mir noch nimmer vor die Augen gekommen ist. Vieles hab ich erlebt, manch ein Jagen in diesen Bergen und sonst gesehen, aber daß das Wild sich selbst dem Jäger vor die Büchse treibt, das hab ich doch nicht erschaut und solls an Euch erst erfahren!"

So unverständlich Josephs, immerzu von wilden Freudenausbrüchen begleitete Rede war, so ahnten doch die Meisten im Augenblick Unheil; selbst Andreas blickte ernster und drängte den Bruder mit hastigen Fragen:

„Was haben Deine Reden zu bedeuten, Sepp? Was weißt Du von Jagd und Jägern? Wie kommst Du dazu, uns Wild zu heißen, das sich selbst treibt?“

„Rede, Joseph — rede! laß hören!“ schlossen sich mehr als fünfzig Rufer der Aufforderung an. Joseph schaute mit unverkennbarem Hohn auf die Gruppen um sich her, die, von den Lampen grell beleuchtet, ein wunderliches Bild bestürzter Verwirrung gaben. Als ob er sich besinne, ob er reden dürfe, schwieg er noch einige Minuten. Als aber Alle athemlos nach ihm hinlauschten, sagte er:

„Was ist viel zu reden, als daß Ihr närrisch und aus Rand und Band seid, was ich stets gesagt hab. Ihr dünkt Euch mächtig klug, verkriecht Euch in den Bauch der Berge, um zu rathschlagen, und droben wissen die Pfaffen all Euer Gered und Eure Schlüsse! Der Erzbischof und der Probst sitzen beisammen, und freuen sich, daß Ihr just einen Tag wählt, der gut ist, und daß Euch kein anderer Weg offen steht, als der vom Hirschbühl herab, wo die Straße steil niedergeht und zu beiden Seiten schöne Schluchten hat. Die Straße dünkt den fürstlichen Herren paßlich für ein lustiges Jagen und es wär ein lustiger Zufall, wenn der Jagdzug Euch just an der Windung des Weges begegnete. Schaut, Ihr steigt mit Weibern und Kindern, mit Karren

und Bündeln, beladen, belastet, verdürstet, preßhaft, — was weiß ich Alles — die Straße herunter. Und hussah — hussah — frisch Euch entgegen brausen die fürstlichen Jäger hoch zu Roß, treiben die Gemsrudel durch Eure Reihen, lassen Schüsse zwischendrein knallen, — was kommt Ihr hochfürstlicher Jagd in den Weg! Ihr drückt Euch zusammen, hier treffen Schüsse, da stürzt eins den Abhang hinunter, ein Führer ist für eine Gems gehalten und im Getümmel getroffen worden, Ihr flieht die Straße zurück, der Zug löst sich auf, Gott dankt Ihr und Euren vergessenen Heiligen dazu, wenn Ihr wieder im Thal sitzt! Ihr werdet lieber Löhner auf Euren eigenen Aeckern sein, als noch einmal einer fürstlichen Jagd begegnen mögen — und, wenn Euch der Erzbischof eine Hufe Lands zurückschaffen kann, den Luther verfluchen und den Anton Firmian seligpreisen!“

Joseph, welcher die wachsende wilde Erregung der Versammlung wahrnahm, hatte seine letzten Worte nicht mehr in dem höhnischen Tone, in dem er begonnen, sondern mit einem Feuer gesprochen, wie es roher Beredsamkeit eigen zu sein pflegt. Laut scholl es von allen Seiten: „Nie geschieht das! Nie! Nimmermehr! Wir haben Stutzen, wir haben Waffen!“ Ueber das Antlitz des Schiffers blitzte ein wilder Freudenstrahl, — von Andreas nicht unbemerkt. Schon drängten sich viele der Männer den Leitern, dem Aufgang zu — ihre Fäuste waren geballt, ihre Augen rollten, sie schienen zum Aeußersten entschlossen. In der dunkeln Halle brauste

ein wüster Lärm von drohenden, von fragenden Stimmen, dazwischen jammerten Zaghafte nach Aufschub der Wanderung. Eindringlich mahnend scholl jetzt das Wort des Steigers in das wilde Getümmel hinein:

„Gebt Ruhe, gebt Frieden hier unten, Ihr Männer! Laßt Euch nicht einzeln zum Spott unsrer Widersacher werden. Wir stehen hier vereint und wollen vereint thuen, was Noth wird. Wo hast Du vernommen, Joseph, daß der Erzbischof und der Probst ihr fürstlich Wort brechen und unsern Zug mit ihrer reisigen Jagd niederwerfen wollen?“

„Wo anders, als im Schloß!“ entgegnete Joseph gereizt. „Ihr Alle wißt, daß ich seit Jahren vom Probst den Auftrag hab, im Wald über dem See zum Rechten zu schauen. Nun soll auch von dort oben herunter dem Salzburger eine Ehre erwiesen werden, und der Probst ließ mich bescheiden, seinen Befehl zu hören. Sie wollen aus dem See den Holzsturz sehen, der die Felsen herabrauscht. Und wie ich meinen Auftrag gehört, vernahm ich im Kommen und Gehen mancherlei, das Euch, Ihr Bibelnarren, anging! So ließ ich mich die Mühe nicht reuen und horchte und spähte — Jägerohr und Jägeraugen sind ja scharf genug. Da wußt ich bald sicher, was sie droben im Schloß gegen Euch schmieden, und nun seht Euch in Zeiten vor und wartet nicht auf die Gemsen.“

Das Getümmel drohte von Neuem auszubrechen und Joseph sah den nächststehenden erbitterten Männern in heller Freude ins Gesicht. Andreas aber rief wieder:

„Und wenn dem so ist, wenn Erzbischof und Probst ihr heilig Wort und den Vertrag brechen, so wollen wir uns, kommts zum Aeußersten, freie Straße erzwingen. Auf nicht mehr und nicht minder haben wir zu hoffen! Daran wollen wir halten! Thut keinen unbedachten Laut und wägt Eure Waffe nur dafür! Am Samstag, wie's beschlossen und festgesetzt, ziehen wir, — die vom Pinzgau brechen in der Morgenfrühe auf, die von Berchtesgaden erreichen wir um Mittag in der Ramsau. Ich und der Reding kommen von hier nach dem Pinzgau, Ihr schickt zwei Führer zu den Brüdern im Schacht und im Thal. Zeigt Euch als Männer, die zu halten wissen, was sie zu eigenem Wohl gesetzt haben, und traut auf den allerhöchsten Gott, dessen Rufe wir folgen und dessen schützender Arm uns nicht fehlen wird!"

Der Fremde, welcher mit Unmuth die plötzlichen Ausbrüche der Erbitterung beobachtet hatte, sah jetzt, daß die Stimme des Steigers bei Allen die Besinnung wachrief. Er hielt aber dennoch für nöthig, jetzt sein stundenlanges Schweigen zu brechen, und rief den Männern zu:

„Auch braucht es keine Waffen! Wenn der Erzbischof und der Probst nicht schon wissen, daß eine Straßenwindung kein Platz zum Jagen ist, so sollen sie es heut und morgen von mir vernehmen. Der Weg, den die neuen Unterthanen König Friedrich Wilhelms ziehen, ist so sicher, wie der Pfad zur Kirche, darum laßt alle Thorheiten bei Seite und rüstet Euch friedlich zum Abzug!"

„Am Samstag, am Samstag!“ klang es durch die Tiefen. Aber wiederum blickten alle Versammelten mehr nach Andreas Heimberger, als nach dem Commissar; auch schloß sich manche Hand so, als wolle sie den Stutzen nicht fahren lassen, wie es der Fremde begehrte. Umsonst versuchte Joseph noch einmal sein wildes Hohnlachen. Der Bruder drängte zum Aufbruch und der Handschlag, der von ihm nach allen Seiten gegeben ward, besiegelte das Beschlossene unverbrüchlich.

Lautlos und emsig bewegten sich jetzt die Männer in dem dunkeln Bergwerk empor. Nur wenige Grubenlampen brannten noch und tastend schritten und klimmten die, welche der Wege in dieser Tiefe minder kundig waren, als Andreas und seine Knappen. Dicht hinter dem Steiger folgte Joseph, fluchend und ingrimmig murrend. Die führenden Bergleute hörten ihn grollen: „Wer täglich solchem Grab entsteigen muß, sollte unsre Berge wohl dreifach lieben und nicht lassen!“ Aber Niemand achtete des Erbitterten, der in seiner Hast gegen die Salzgesteinwände stieß und schallend aufathmete, als vom fernen Eingang her das Tageslicht gleich einem blauen Flämmchen erglänzte. Joseph allein begrüßte seinen Austritt aus dem Bergwerk ins blühende Thal mit einem lauten Jauchzen, die übrigen Männer schritten ernst und stumm zu Tag, reichten sich draußen noch einmal die Hände und suchten dann auf verschiedenen Pfaden den Heimweg.

Am Berge, unter dem sich das Salzwerk hinzog, der oben mit blühendem, duftigem Gesträuch bewachsen

war, blieben jetzt nur die Brüder und der Fremde zurück. Der letztere schien auf Josephs Entfernung zu harren, als aber der Schiffer nicht einen Schritt breit von der Seite des Steigers wich, sagte er endlich zu diesem, auf das Schloß von Berchtesgaden hindeutend:

„Ich gehe zum Erzbischof. Zwar halt ich für mißverstandenes Gered, was Sein Bruder unter den Jägern erlauert haben will, aber ich habe Auftrag von meinem König, den beiden geistlichen Herren nichts zu schenken. Sollten sie wirklich von einer Jagd und vom Aufhalten eures Zuges geträumt haben, so weiß ich sie zu wecken. Also ordne Er nur ruhig seinen Zug und laß Er unter seinen Leuten keine Tollheiten aufkommen!“

Damit grüßte der Preuße militärisch kurz und schlug den Weg zum Schlosse des Probstes ein. Er war nicht hundert Schritt weit, als Joseph höhnend zu seinem Bruder begann:

„Straffer Befehl scheint auch in der neuen freien Heimath, die Ihr sucht, zu Haus zu sein?“

„Strenges Recht nicht minder!“ gab der Steiger zur Antwort. „Gott will ich preisen, wenn die neue Stätte erst gewonnen ist. Hier kann jede Stunde Unheil bringen, und Du Joseph fachst und schürst daran. Du giebst nicht Ruhe, und wenn es nach Dir gegangen wär, so stürmten jetzt die Männer in blindwüthigen Haufen wider das Schloß und fänden ein blutiges Ende!“

„Oder e r fänd es!“ rief der Schiffer wild. „Was ich erlauscht hatte, war mir Labsal, denn nun dacht ich

müßt es aufsieden bei Euch und zum Ueberschießen kommen! Du aber verdirbst lieber die Deinen und läßt sie mit Hunden zurückhetzen, ehe Du einen Finger gegen den theuren goldnen Erzbischof erhöbst!"

„Dein Hohn ficht mich nicht an," entgegnete Andreas. „Ich hab meiner Brüder Sache durchzuführen, nicht die Deine. Der ist der Mann, der auf eins, auf das, was vor Allem Noth thut, sein Auge fest richten, der dahin kommen kann. Ich will die Glaubensbrüder zum Norden führen, daran Leib und Leben setzen, aber an nichts Anderes."

„Du willst es und die Pfaffenfürsten wollen es nicht, möchte schauen, wie das ausgehen soll! Auf den Fremden dort verläßt Du Dich? — Kennst Du Anton Firmian so wenig, daß Du glaubst, er werde erzittern, wenn der Preuße zehn Wörtlein zu ihm spricht?"

„Ich baue nicht auf ihn," sagte der Steiger mit finstrem Ernst. „Ich baue auf Gott und dann allermeist auf uns selbst. Wir sind nicht Buben, denen man heut zusagt und morgen absagt. Der freie Weg ist uns hoch und heilig versprochen. Den werden wir ziehen, den werden wir erzwingen, wenn sie uns hindern wollen! Du sollst erfahren, daß wir unser Recht zu behaupten, und kommts zum letzten, dafür zu sterben wissen!"

„Deiner Brüder Sache und immer wieder Deiner Brüder!" brauste Joseph jetzt auf. „Deines Bruders aber, Deiner selbst und Deines heiligen Eides gedenkst Du nicht, — und dem Erzbischof, dem Du Rache ge-

schworen, fliehst Du aus den Augen! Ich schwör Dirs noch einmal, ich schwör Dirs noch hundertmal, ich lasse nicht ab von dem, was wir gelobten. Daran hab ich mich die Jahre daher ersättigt, wenn mich hungerte, und die Hoffnung auf einen Tag, wo wir mit dem Erzbischof rechnen, hat mich besser gewärmt, als Wams und Mantel, die Du mir gabst."

„Joseph — Joseph, hör mich erst an, ehe Du wieder davon stürmst!" rief Andreas. „Meiner Brüder Sache ist meine eigene, ist die Deine! Gott sei mein Zeuge, daß ich rein zum neuen reinen Glauben getreten bin, und nicht um der Rache willen. Aber Gott hat es auch gefügt, daß ich sie nehmen kann. Meinst Du nicht, Joseph, daß es den stolzen Gewaltherrn schon trifft, wenn ich ihm jetzt Tausende, über die er geboten und geherrscht, aus dem Lande führe! Und doch hofft er in seinem Groll und Zorn, daß wir in Noth, in Elend verkümmern und vergehen müssen! Ich aber sehe es besser mit uns kommen und anders enden. Ich sehe Dörfer aus dem Moore steigen, sehe reiche Felder wogen, wo jetzt der Sand treibt, sehe Sonnenschein und Regen ob unsern Hütten! Meinst Du nicht, wenn dem stolzen Fürsten die Kunde unsers Glückes kommt, und Gott mir vergönnt, nur ein Scherflein dazu beizutragen, daß ich dann meine volle, meine ganze Rache an ihm habe?!"

Des Steigers Augen leuchteten, Joseph schwieg betroffen, der Bruder glaubte ihn überzeugt. Eindringlich redete er weiter: „Komm mit uns, Joseph, komm mit uns! Was willst Du hier im Lande, wo Dich Dein

wilder Groll und ein unbedachter Augenblick verderben können! Du hassest den Fürsten von Salzburg — geh, geh mit uns und theil meine Rache, — theil mein Hab und Gut, Bruder! Laß die leeren Worte, mit denen Du hier nach Blut schreist — hilf mir dort dem Salzburger vergelten, wie er verdient!"

Joseph schüttelte hier so heftig und trotzig den Kopf, daß der Steiger inne hielt. Der Schiffer deutete in das Thal hinaus und auf die Kette der Alpen hin. Der Schnee auf den Gipfeln, die starren Felsenkanten, die frischen Wälder unter ihnen, glänzten im goldnen Tageslicht. Josephs Auge glitt an den Bergen hin und haftete auf den grünen Abhängen, über denen der Watzmann sein weißschimmerndes Doppelhaupt hoch in die Wolken hebt.

„Dort sind die Almen, Andreas, und hinter den Bergen der See," rief er aus. „Das Alles sollt ich mit ödem schwarzen Moor im Norden tauschen, soll Wurzeln im Fichtenholze roden und im Sande graben lernen, mächtig kluger Bruder? Ich habe genug gehört von dem Lande, mit dem Ihr dieses hier vertauschen wollt, kein Wasser, kein frischer Quell rauscht dort, kein Berg ragt nach oben und kein Juchzer wird gehört. Vom See soll ich lassen, von den Almen, wo alle frischen Sennerinen mir zu lieb sind, vom Wald und vom Sturzbach? — Bibellesen soll ich mit Euch, und damit ich Freitags nicht fasten darf, jeden Tag hungern? Schaff mir Berge dorthin, die frei aufsteigen, so will ich mit Dir kommen, Steiger, sonst laß mich im Lande!"

„Thor," zürnte Andreas, „hier sehen nur die Berge, dort aber die Menschenhäupter frei zum Himmel empor!"

„Frei — frei willst Du werden? Das bin ich längst gewesen, wills immer bleiben!" höhnte Joseph wieder. „Um beten zu können wie ich mag, brauch ich die Alp nicht zu fliehen! Auch hab ich hier im Land noch manches zu thun, vielleicht such ich Dich später, wenn Du nicht am Fieber in den Preußenmooren gestorben bist. Du willst mir die Seele aus dem Leibe, den Haß aus dem Blute reden. Du schiltst meine Rache leere Worte, — nun kluger Bruder, Du sollst erfahren, daß die meine reift, ehe die Deine im Sande gedeiht!" —

Und noch während er dies hervorstieß, hatte Joseph gewandt und keck die Höhe über sich erklimmt, von droben herabblickend und seinen letzten Ausruf zwei-, dreimal wiederholend. Aber der Bruder winkte ihm diesmal nicht zurück, er sah ihm mit dem Ausdrucke tiefen Schmerzes nach, und sprach dann ernst gefaßt vor sich hin:

„Mehr konnt ich nicht thun und sagen! Fahr wohl und behüt Dich Gott! Nicht Dir, nicht mir gehör ich, — die Sache der Brüder muß ich zum glücklichen Ende bringen!" —

4.

Samstag Morgen war gekommen und begann in die Thäler um Berchtesgaden zu leuchten. Noch lagen

Wald und Schluchten im Schatten, die Berghäupter über ihnen schimmerten goldig. Die Luft wehte kühl, fast eisig daher, der thaufeuchte Rasen und die tropfenden Zweige des Hages verhießen den frischesten und schönsten Sommertag.

Selbst im Schlosse des Fürstprobstes regte sich heute frühes Leben. Im weiten Schloßhof standen alle Thüren geöffnet, die Treppen hinauf und hinab flogen die betreßten Lakaien, während Gruppen der Jäger des Erzbischofs von Salzburg müssig in der unteren Halle lehnten und sich einen Morgentrunk wohl behagen ließen. Bei den Ställen wurden Rosse gestriegelt und zum Theil geschirrt, alle Prunkwagen des Fürsten, seines hohen Gastes und der Chorherren füllten in langen Reihen den Hof. Mitten in all dem bunten Treiben, das mit Lärm und lautem Geräusch vor sich ging, entstand plötzlich eine Stille und richtete sich die Aufmerksamkeit nach einem Punkt. Auf der Rampe, die vom innern Schloßhof zum Hauptthor führte, war, im Geleit ihres Ehrenfräuleins und ihres Pagen, Wilkefort O'Heary erschienen. Das schöne Mädchen lächelte heiter und grüßte freundlich die Masse der Diener, welche sich in ehrerbietiger Entfernung um die Rampe sammelte und dem täglichen Schauspiel, Wilkefort ihr braunes Roß besteigen zu sehen, beiwohnte. Sie neckte Felicitas, die nicht ungeschickt sich vom erzbischöflichen Stallmeister in den Sattel heben ließ, aber zum frühen Ritt um so verdrossener dreinschaute, je vergnügter sich der Page zeigte.

Während der letzten Tage hatte Wilkefort an jedem Morgen Ritte durch die grünen Thäler, nach dem Königssee und anderen Punkten des bergumschlossenen Ländchens unternommen. Einer oder der andere Cavalier des Hofes war stets ihr Begleiter gewesen, aber dennoch fiel es den Dienern nicht auf, heut am Morgen das Fräulein ohne einen solchen Begleiter zu erblicken. Zu abweichend von allem Herkömmlichen, zu frisch und keck war die ganze Erscheinung Wilkeforts an diesem geistlichen Hofe, als daß die Schaumblasen ihres leichten Sinns, ihre raschen Einfälle noch besonders bemerkt werden konnten.

Im Augenblick, in dem Wilkefort mit leichtem leisen Gertenschlag ihren Condé antrieb, erschien droben am Bogenfenster eines der Prunkzimmer des Schlosses das Gesicht des Erzbischofs. Ein Theil der Diener stob augenblicklich zu seinen Beschäftigungen zurück, ein anderer grüßte mit tiefster Ehrfurcht. Wilkefort blickte nach dem Fenster hinauf, winkte anmuthig mit der Hand, wagte aber doch nicht die Ehrfurcht vor der Würde durch einen Anruf zu verletzen.

Der Erzbischof war aus seinen Fenstern Wilkeforts kaum ansichtig geworden, als er seinen Leibdiener herabsandte, ihr sagen zu lassen, ob sie, da heute am Mittag das große Fest auf dem Königssee beginnen sollte, nicht lieber einen andern Tag zum Ausritt zu wählen gedächte. Wilkefort lächelte wiederum und gab dem Diener eine Antwort, welche der Kirchenfürst schon zu errathen vermochte, denn gleich darauf winkte sie

dem Ehrenfräulein und dem Pagen und ritt über den Schloßhof hinweg. Der Erzbischof trat beinahe heftig vom Fenster zurück, läutete die silberne Glocke, die vor ihm auf einem Spiegelpfeiler stand und gab den herbeieilenden Dienern Befehl, ihm den Conte Resina, dann aber den Hauptmann von Quitzow sowie seinen alten Jägermeister herbeizurufen. Den Conte zuerst und sogleich — es habe Eile.

Nicht zwei Minuten später meldete der Thürsteher den römischen Grafen. Anton Firmians Gesicht zeigte Unmuth, indem er der Frage Resinas nach den Befehlen seines hochgnädigsten Herrn rasch erwiederte:

„Sie sind langsam, Conte, und nicht achtsam! Die Dame Ihres Herzens reitet in die Wildniß hinaus und Sie bieten nicht einmal ritterlich Geleit an. Günstiger als hier, Conte, kann Ihnen die Gelegenheit nicht liegen! Aber Sie müssen selbst etwas thun! Ich kann Ihnen nur zusagen Alles zu erfüllen, was von meiner Seite versprochen ward, — Sie müssen den rechten Augenblick erfassen!"

„Ich habe mein Pferd gesattelt im Stall, ich eile Fräulein O'Heary zu erreichen — bin untröstlich, mich so schwerer Versäumniß schuldig gemacht zu haben," sagte Resina und seine Verbeugung schloß die Bitte um Entlassung ein.

„Nützen Sie den Moment — der Vormittag gehört Ihnen. Am Nachmittag findet das wunderliche Fest statt, von dem unser hochwürdigster Wirth so vieles verheißt. Lassen Sie sich mit dem Fräulein am Ufer

des Sees finden, machen Sie mir, wenn es möglich ist, den Tag wahrhaft zu einem Feste," mahnte der Erzbischof, indem er den Grafen entließ. — Schon fünf Minuten später deutete ihm Hufschlag von unten an, daß der Conte sein Wort einlöste und Wilkefort O'Heary nachsprengte.

Ueber das düstere Gesicht des Erzbischofs lagerte sich ein Zug verächtlicher Bitterkeit. „Solchem Menschen muß ich ein geliebtes Kind vertrauen", sagte er mit dem Tone herben Selbstvorwurfs zu sich. „Und dem Himmel darf ich noch danken, wenns ihm gelingt, den Preis seiner Habsucht zu erhalten, wenn er ihr seinen Namen giebt. Der Sünde folgt die Schmach, und das wilde tolle Mädchen wär im Stand, zu meiner Sünde ihre eigene unauslöschliche Schande hinzuzufügen. In ihren Adern rollt irisch Blut, und Abenteuerlust hat sie an der Brust ihrer Mutter eingesogen. Mir thut es weh, die Perle diesem Gauch zuschleudern zu sollen, aber es muß sein, mein Kind, es muß sein! Ein Besserer findet sich nicht, und Du könntest leicht einen Schlimmern suchen!" —

Anton Firmian rang nach diesen heftigen Worten nach Fassung. Bald zeigte sein Gesicht wieder die ruhige Kälte, den finstern, scharf beobachtenden Ernst, die ihm eigen waren. Er erinnerte sich, daß er noch Andere, als den Grafen, zu sich beschieden, und ließ nach einem abermaligen Glockenzeichen den preußischen Commissar zu sich eintreten.

Hauptmann Curt von Quitzow vom Regiment War-

tensleben, den König Friedrich Wilhelm zum Beistand der auswandernden Lutheraner gesendet, trat mit sichtlicher Spannung ein. Noch gestern Abend hatte er für nöthig befunden, an die Fürsten von Salzburg und Berchtesgaden ein Schreiben zu richten und anzufragen, ob der Auswandererzug, welcher Samstags vom Pinzgau über den Hirschbühl zu ziehen gedenke, auch völlig sicher sei. Die Antwort hatte ihn am Abend beruhigt, das geschäftige Treiben im Schlosse an diesem Morgen neue Besorgniß erweckt. Er athmete deshalb auf, als ihm der Erzbischof nach der ersten Begrüßung entgegenrief:

„Nun Hauptmann, sind Sie befriedigt? Ihre Schützlinge mögen ziehen, soviel und soweit sie wollen. Damit wir all unsre Dienerschaft beisammen haben und die Gerüchte von Störung des Zugs Lügen gestraft werden, soll gerad am heutigen Tag das Fest auf dem Königssee stattfinden. Es giebt Schauspiele dabei, die Sie in Preußen nicht erblicken werden, den Holzsturz zum Beispiel habe ich selbst erst einmal gesehen. Unser hochfürstlicher Wirth hat auch Sie geladen — Sie werden nicht fehlen?“

„Wenn ich noch vor Abend meine Wanderer in der Ramsau antreffen kann,“ erwiderte der Hauptmann zögernd.

„Das wird leicht angehen, vom See zur Ramsau sind wenige Stunden,“ versetzte der Erzbischof, und der preußische Officier machte eine steife Verbeugung, welche seine Zusage ausdrücken sollte. Anton Firmian entließ

ihn mit einem wohlwollenden Worte und lächelnd. Auch als sich die Thür hinter dem Hauptmann wieder schloß, dauerte das Lächeln des Fürsten noch fort, ward aber sichtlich höhnisch und unheimlich. Durch die Glocke ward der Thürsteher zum dritten Male bedeutet, den letzten der Herbeigerufenen, den alten Jägermeister des Erzbischofs, einzulassen. Dieser, ein weißhaariger Waidmann, dem sechszigsten Jahre nahe, mit einem Gesicht von zugleich rauhem und schlauem Ausdruck, trat seinem hochgnädigsten Herrn mit einer gewissen Vertraulichkeit, welche sich keiner der übrigen Diener gestattet hätte, nahe. Der Erzbischof reichte dem Alten die Hand, die dieser ehrerbietigst küßte. Dann standen sich Beide, der Fürst und sein Diener, einige Secunden lang schweigend gegenüber, Jeder wußte, was im Andern vorging und schien das erste Wort zu scheuen.

„Jabach, mein Alter," hob der Erzbischof endlich an, „Du weißt, daß dies eine ernste Stunde ist und ich ernste Dinge mit Dir zu reden habe. Dir habe ich vertraut wie Wenigen, Du sollst nun zeigen, daß Du mein Vertrauen verdient hast, wie Keiner! Du weißt, was wir beschlossen hatten, um die Tausende von Ketzern, die mein Land verlassen wollen, zu halten, um den frechen Trotz ihrer Aufstifter und Führer zu strafen!"

„Wir hatten es wohl abgemessen, hochgnädigster Herr," stimmte der Jägermeister zu. „Es mußte eine herrliche Jagd dort zwischen den Schluchten geben, zwei Rudel Gemsen waren in die Nähe gescheucht, — warum hat es nicht sein sollen?"

„Es kann nicht sein. Kaiser und Reich schützen die Abtrünnigen,“ sagte der Erzbischof. „Ich kann mich nicht mit gewaffneter Hand wider Kaiser und Reich setzen. Der freche Preuße, den sie mir zugesendet, bewacht mich und den hochwürdigsten Probst gleich Missethätern, und wir können nicht jagen. Wir müssen heut ein Fest geben, heute, wo Andreas Heimberger die Lutherischen über die Ramsau davon führt! Nun dacht ich, wo Alles verloren schien, daß ich einen treuen Diener habe, der es nicht scheuen würde, mit zwanzig, mit dreißig wackern Waidgesellen ihren Schaaren auf dem Wege zu begegnen. Dreißig Männer zu Roß, mit Dir an der Spitze, Jabach, auf den Haufen der Wanderer hereinstürmend, sollten wohl ausreichen sie zu schrecken, sie heimwärts zu scheuchen! Aber freilich, mein Alter, bekennen darf ich mich nicht zu Dir, Du müßtest zum Scheine meinen Zorn ertragen, aus meinem Dienste scheiden, wenns zum Aeußersten kommt. Ein fürstlicher Lohn, ein ruhiges reiches Alter auf einem meiner Schlösser in Tyrol soll Dir zu Theil werden!“

Der alte Jägermeister neigte sich vor dem Kirchenfürsten: „Unsere Rosse sind gesattelt, Herr, unsre Büchsen sind geladen. Buben sind auf dem Wege als Laurer gestellt, — fahrt ruhig zum Feste und seid gewiß, daß ich den Ruheplatz verdienen will, so wahr ich Euch dreißig Jahre treu gewesen.“

„Noch eins, Jabach — daran denk im Getümmel! Wenn der Führer einer, wenn vor allem der frechste der Ketzer, der Steiger Andreas Heimberger getroffen

werden sollte, so tragt keine Sorge! Der Blutbann auf diesem Boden ist des Probstes — er haßt den frechen Buben und wird um ihn nicht trauern!"

Das Gesicht des Erzbischofs bei diesen verhängnißschweren Worten blieb eisern, nur eine zuckende Röthe auf seinen Wangen verrieth die innere Erregung. Der Jägermeister blickte den Fürsten fest an und als er an der ruhigen Unerschütterlichkeit desselben erkannte, daß in den letzten Worten der Kern seines Auftrags enthalten sei, so nickte er bedeutsam:

„Sorgt Euch nicht, hochgnädigster Herr! Ich werde die Ketzer, werde ihre Führer treffen, noch vor Nacht sollt Ihr Bericht erhalten! Gebt mir für den Tag Euren heiligen Segen!"

Zögernd erhob sich die Hand des Erzbischofs, den verlangten Segen zu ertheilen, — aber der Jägermeister stand in so demüthiger Haltung, daß Anton Firmian klar erkannte, es sei ihm Ernst mit seiner Bitte. Wenn der Kirchenfürst einen Moment hatte, in dem ihn ein Schauer über sein eignes Thun erfaßte, so kam derselbe jetzt, wo er den Mord segnete. Der Jägermeister verbeugte sich und verließ das Gemach, um draußen still, ohne Aufsehen seine Leute zu sammeln und abgesondert von den Theilnehmern des Festes zu halten. Der Erzbischof aber gedachte seines Kindes und vermochte eine bange Besorgniß nicht zu unterdrücken, wenn er sich die Erlebnisse der letzten Tage und jede Möglichkeit der kommenden vor Augen rief.

Während im Schloß die Gedanken des Erzbischofs bald bei seinen Plänen hafteten, bald einer lichten fröhlichen Erscheinung folgten, die auf schlankem braunen Roß durchs Thal dahineilte, während Conte Resina, des Deutschen unkundig, sich vergeblich bemühte, die Spur der schönen Reiterin, die er nicht weit von der Schloßpforte schon verfehlt, aufzufinden, hatten dieser selbst Felicitas, das Ehrenfräulein, und ihr Page nur eine kurze Strecke zu Thal zu folgen vermocht. Als sie durch die Thore des Schlosses und die Straßen des Ortes sprengten, sagte Wilkefort mit einem plötzlichen, aber seit einigen Tagen oft wiederkehrenden Ausdruck von wilder Erregung zu ihrer Begleiterin:

„Treib Deinen Grauschimmel an, Felicitas, — wir müssen eilen. Die Stunden sind kostbar, der Nachmittag bei dem Feste wird wieder entsetzlich werden. Und am Ende — vorwärts, vorwärts, meine Theure! — am Ende meint der gelbe Nobile, daß wir sein Geleit nöthig haben. Dein Pferd schleicht, Felicitas! eil Dich, wir müssen dort in die Schlucht hinein. Vielleicht begegnen wir einem verzauberten Prinzen, der uns von dem elenden Resina erlöste."

„Ein Köhler oder Bergmann gilt Ihnen wohl eben so hoch, Wilkefort?" sagte das Ehrenfräulein erglühend. Die Schmähung des Conte Resina, der ihr als ein trefflicher, liebenswerther Cavalier galt und ihre Furcht vor Wilkeforts phantastischer Vorliebe für einen Mann, den sie nach Felicitas Ueberzeugung nie hätte bemerken dürfen, konnten sie allein zu solch heftigem Ausruf

bringen. Einen Augenblick später bereute sie schon, was sie gesprochen. Denn Wilkefort erbleichte, sah ihre Vertraute mit rasch aufblitzendem Haß an, warf ihr Pferd mit einem krampfhaften Riß am Zügel herum und verschwand zwischen den Abhängen einer bewaldeten Thalschlucht. Umsonst rief ihr Felicitas, rief selbst der Page seiner Herrin nach. Condés Hufschlag verhallte bereits, — und die Nacheilenden schlugen bei einer Theilung des Wegs aufs Geradewohl den rechten und eben damit den Pfad ein, welchen Wilkefort nicht gewählt hatte.

Zwischen bemoosten Felsblöcken, am schmalen Rand eines rauschenden Gebirgswassers, das vom Königssee zu kommen schien, suchte jetzt die schöne Reiterin einen Weg. Sie athmete frei auf, als sie sich plötzlich in der grünen schattigen Einsamkeit sah; sie glaubte sich allein. Und doch war sie dies nur bis zur nächsten Wendung der Schlucht.

Während Wilkefort O'Heary mit lautem Freudenruf eine neue Waldstrecke, zu schroffen Felsen auf-, zum schäumenden Bach hinabsteigend, wahrnahm, lockte ihre Stimme eine Gestalt an die Abhänge der Hügel. Joseph Heimberger, der Schiffer, der auf ihnen seinen einsamen Weg verfolgt hatte, beugte sich jetzt lauernd über den Rand der Felsen, blickte in die Waldschlucht hinab und sah das anmuthige Mädchen sorglos ihr Roß zwischen den umhergestreuten Felstrümmern leiten. Sie war in tiefem Sinnen und blickte nur von Zeit zu Zeit im Walde umher, nicht zu den Felsen empor.

Nicht sobald war Joseph der Einsamen ansichtig geworden, als sein rauhes unschönes Gesicht von einem wilden Grinsen verzerrt ward, während sein Auge immer schärfer und gespannter dem Wege der Reiterin folgte. „Sie reitet zu uns empor,“ grollte er vor sich hin; „ich glaub bei S. Cristoforus, sie möchte den Holzsturz von oben herab schauen. Sie kömmt gerad hier herauf — wo noch kein Herr und kein Fräulein und kaum ein Hegereiter sein Pferd gelenkt hat. Sie kömmt mir eben heut in den Weg — ich hab dem Erzbischof blutige Rache geschworen, und sie ist sein Sündenkind, sein Lieblingskind! Muß es just der Salzburgpfaffe selbst sein, den ich zum Tode treffe? Könnt ich dem plärrenden Andreas, der mich höhnt, mir nicht glaubt, nicht noch heut zeigen, daß ich besser als er Wort halten und rascher zum Ziele kommen kann?“

Vorsichtig, zwischen den Büschen sich duckend und deckend, begann Joseph die Abhänge hinabzuklimmen. Immer finstrer entschlossen ward der Ausdruck seines Gesichts, und sich selbst anstachelnd, murmelte er:

„Wie nie, so kann es heut angehen. Wir haben Holzsturz und vor Zeiten manch Abbild einer Semin mit in den See gestürzt. Muß es just ein Abbild, just eine Puppe sein, die auf den Scheitern hinabstürzt? Gemach, mein Rößlein, gemach, wir holen Dich ein!“

In der Thalschlucht hatte Wilkefort einige hundert Schritte freien Weg gewonnen. Im selben Augenblicke aber, wo sie ihren Condé zu leichtem Trabe aufmunterte, stürzte sich Joseph in wilden Sprüngen durch die

Büsche, über Geröll und Steinblöcke dem Grunde zu, und brach mit der ganzen Kraft eines plötzlichen Entschlusses die Büsche zur Seite, um Wilkefort O'Heary auf ihrem Pfade zu folgen. Die Schöne horchte auf, als sie Geräusch vernahm. Da aber zwei Augenblicke später Alles wiederum still schien und blieb, so trieb sie ihr Roß zwischen Felsen, Bäumen und Wassern fort, ohne zu ahnen, wer jeden Tritt ihres Condé, jede Bewegung ihrer Hand mit lauernden, haßerfüllten Blicken bewache und ihr, je tiefer sie sich in die grüne Einsamkeit verlor, um so entschlossener zur Gewaltthat nachfolgte.

5.

Wo die Straße aus dem Pinzgau nach der Ramsau niederführt, und sich, zwischen steil ansteigenden Wänden, Wäldern und einem wasserdurchrauschten Abhang zur Seite, thalwärts windet, ragen die schlanken Mühlsturzhörner, weiß erglänzende Felshäupter, hoch über sie empor. Nicht fern von denselben leiten mühselige Pfade durch Schluchten, Gestrüpp, über Höhen und Wände zur Schönau, zum Königssee. In die Nähe dieser Pfade hatte noch am Morgen Jabach, der Jägermeister des Erzbischofs, seine Schaar geführt. Hier harrten sie, die Rosse an der Hand, beinahe den Fuß im Sattel, mehrere Stunden so lautlos sie vermochten. Ein Rudel Gemsen, bergab getrieben und in der Schlucht eingehegt, suchte

ungeduldig nach der höher aufsteigenden Straße durchzubrechen. Wenn sie, verfolgt und gehetzt von fünfundzwanzig Berittenen, die unter Büchsenschüssen vorwärts stürmten, auf den Zug einbrächen, — dann mußte ja derselbe zurückweichen. Und für alle Fälle hatte der Jägermeister im oberen Wald zwei seiner Leibschützen postirt, — sie waren angewiesen, die Wandrer zuerst thalwärts ziehen zu lassen, beim Zurückdrängen gescheuchter Massen aber die Führer und vor Allem Andreas Heimberger nicht lebend aus der Gewalt ihres Auges und ihres Rohrs zu lassen.

Schon seit mehr als einer Stunde waren die Hirtenbuben, die der Jägermeister längs der Bergstraße gesendet, zurückgekehrt. Einer nach dem andern hatte berichtet, daß der Zug der Lutherischen den Hirschbühl überschritten habe, daß er der verhängnißvollen Windung der Straße nahe. Jabach hatte Mühe, die Ungeduld seiner Leute zu zähmen; er selbst war ruhiger, seiner Sache gewiß und empfand nichts, als jene Spannung, die ein glücklicher Krieger wenige Momente vor dem sichersten Ueberfall empfinden mag. Er wußte, die Wandrer zogen ahnungslos thalhernieder, er wußte, daß eben jetzt die Festlust auf dem Königssee begann, und wenige selbst von den altgläubigen Landleuten des Thals eine Ahnung von ihm und seiner Schaar hatten.

Der Mittag war herangekommen. Heiße Schwüle deckte das Land, vom wolkenlosen Himmel floß die Gluth in tausend goldnen Strahlen nieder, in der Sonne glänzte die Straße, blitzte der rauschende Wild-

bach im Grunde des Abhangs. Die weißen Mühlsturzhörner ragten in die blaue lichtgetränkte Luft, eine heiße Gluth erfüllte selbst den Wald, hinter dessen Saum mächtige Staubwolken auf der Höhe der Straße aufflogen. Ueber dem Walde mußte der Zug der Auswandrer die Straße erfüllen, keine halbe Stunde konnte vergehen, so gelangte er an die verhängnißvolle Windung, an der man ihn erwartete.

Aber anders als die Laurer drunten vermutheten, schritten die Tausende auf der Höhe der Straße dahin. Wohl war es ein trauriger Zug, aus welchem fort und fort die letzten Blicke nach einer schönen Heimath gesendet, in dem die Augen selbst der Männer nicht trocken wurden. Wohl sah man Hunderte von Frauen, von Kindern, die, erschöpft und ermattet durch die Mitagsgluth, verlangend nach Rast ausschauten. Wohl führten Karren, Wagen und Saumthiere die Trümmer ihres Wohlstandes, ihrer seitherigen Habe in buntem Gewirr daher, und Tausende von Bündeln beschwerten die wegmüden Leiber mit überflüssiger Last. Aber nicht im wilden, ordnungslosen Gedräng, nicht im Durcheinander von Menschen, von Thieren und Wagen, nicht über weite Strecken zerstreut, hier getrennt und dort zu verwirrten Knäueln geballt, zeigte sich der Zug der Wanderer. Geordnet, gleich einem kleinen Heere, kam er heran. Vorauf schritten zwei Reihen Schützen, zu beiden Seiten der Straße eine lange Kette Bewaffneter ziehend. Dann bildete wiederum eine Schaar von Bewaffneten die Spitze des eigentlichen Zuges, stark genug, einen

Wall vor den Alten, den Kindern und den Frauen abzugeben. Die Wagen rollten in streng gehaltener Ordnung am Schlusse des Zugs, nur auf der linken Seite der Straße, die Wandrer waren — in Gemeinden gesammelt und jede einzelne derselben wiederum von einigen Bewaffneten begleitet — durch kurze gleichmäßige Zwischenräume getrennt. Grüne Zweige an den spitzen Hüten Einzelner bezeichneten die Führer, an der Spitze der ersten Schaaren, die die Straße herabzogen, sah man Andreas, den Steiger von Berchtesgaden. Wie er ordnend, befehlend, Hindernisse hinwegräumend, die Männer befeuernd, die Frauen tröstend, den Kindern schmeichelnd, vor- und zurückeilte, wie sein Blick überall hindrang, sein Zuruf vor allen hörbar ward, da konnte Niemand zweifeln, daß er allein den Tausenden diesen Halt gegeben habe.

Neben ihm ging, ohne Waffen, der weißhaarige Alte vom Pinzgau, der seit Jahren der Prediger hieß, und auf dessen Worte Andreas gleich den Andern in nächtiger Versammlung oft genug andächtig gelauscht hatte. Aber heut und in diesem Augenblick vernahm er die Rede des Alten mit einem Widerstreben, das auf seinem ernsten Gesicht deutlich genug geschrieben stand. Der Greis sagte beinahe heftig und so, daß es die Bewaffneten hörten, welche beide umgaben:

„Du hast übel gethan, mein Sohn, als Du unsre heilige Sache auf Reisige und Schwerter gestellt hast! Gottes Arm ist mächtiger, als der des Erzbischofs, den Du fürchtest, und hat nicht unsre neue vom Herrn ver-

ordnete Obrigkeit uns verboten, auch nur eine Waffe mit uns zu führen?"

„Und wo ist unsre neue, vom Herrn verordnete Obrigkeit?" fragte Andreas erglühend. „Der Hauptmann, den der König zu unserem Geleit abgeordnet, hat sich gestern und heut nicht in den Thälern blicken lassen. Er wird uns nicht schützen, wenn wir selbst nichts vermögen. Der Schutz des Herrn ist aber den Trägen und Zagen nicht verheißen. Auch sehe ich weder Reisige noch Schwerter, nur arme Bauern, die ihren Stutzen im Arm halten, um wissen zu lassen, daß sie selbst einst Schützen waren, und nicht Gemsen, noch sonst ein Jagdwild geworden sind!"

Die jungen Männer umher nickten Beifall, der Alte schwieg mißmuthig, Andreas durcheilte wieder die Schaaren und spendete bis zu den Führern der Wagen und Karren ermuthigenden Zuspruch. Die Windung der Straße ward eben sichtbar, der Weg fiel schroff abwärts und stieg dann wieder empor, zur höchsten Anstrengung zwingend, verhängnißvoll, wenn es hier ein Hinderniß gab. Und in eben diesem Augenblicke ertönte aus der Waldschlucht unten, vom Fuß der Mühlsturzhörner heran, weit durch den Wald und über die Straße hinhallend, schmetternder Hörnerklang, wilder Jagdlärm und Büchsengeknall dröhnte in der Nähe. Ein vielhundertstimmiger Aufschrei des Entsetzens schallte durch den Zug der landflüchtigen Wandrer. Die Ordnung schien zerstäuben zu sollen, besinnungslos drängten die Frauen nach rückwärts, nach dem Abhang hin, in die

Reihe der Wagen hinein. Mit donnernden Worten, mit kräftigen Stößen suchten einige der Führer die wankenden Schaaren zum Halt zu bringen, was nothdürftig gelang, während vor ihnen wildes Getümmel brauste.

Andreas hatte nicht einen Blick nach rückwärts geworfen. Auf der Steigung der Straße, zu der man eben emporwollte, wirbelte der Staub auf, scholl das Gedröhn reitender Jagd. Mit einem Blick, schneller als dort die gehetzten Thiere und der Jägertrupp heranbrausten, überflog der Steiger die Reihe seiner Schützen, und auf den Blick schon sprangen die gewandten Männer links am Fels empor, rechts am Abhang hinab. Klirrend flogen die Stutzen in Anschlag und ein krachendes Rottenfeuer streckte die herangetriebenen Thiere zu Boden, nur wenige durchbrachen die Kette. Durch den Pulverdampf, über die zuckenden Leiber hinweg raste der Jägermeister mit seinen Leuten heran, und prallte gegen die Schaar, die, von Andreas geführt, wie ein Wall die Straße sperrte. Mehr als hundert Läufe streckten sich entgegen, bestürzt rissen die Jäger ihre Pferde zurück, die herandringenden bäumten hoch auf vor den Waffen, die sich ihnen entgegenstreckten. Fluchend, ja brüllend trieb Jabach, der das Wehgeschrei und Gewimmer hinter der Schaar, die sich ihm entgegenwarf, vernahm, seinen Rappen an, riß die Pistole aus den Halftern, auf den Steiger anschlagend, der mit Blitzesschnelle seinen Büchsenkolben gegen den erhobenen Arm schmetterte. Rasend hob sich der Jägermeister in den Bügeln, die Seinigen zu neuem wilden Ansturm zusammenzu-

raffen. Aber wie er umblickte, sah er, daß dieselben nur verwirrt und bestürzt, zum Theil schon waffenlos, das Unerhörte schauten. Die Schützenketten an beiden Seiten der Straße waren wieder hinab-, wieder emporgesprungen, hatten den Jägertrupp eng umschlossen und standen in drohender Haltung, während der Steiger den Umschlossenen entgegendonnerte: „Legt die Waffen nieder!“

Ueberrascht, überwältigt, gehorsamte der größere Theil. Nicht sobald fielen die Büchsen und Pistolen zu Boden, als kräftige Hände in die Zügel der Rosse griffen und die Reiter zum Absitzen zwangen. Nur Jabach, der Jägermeister, schlug wild um sich und verwundete mit seinem Nickfänger mehr als einen der Angreifer, bevor er herabgerissen ward und, noch immer wüthend, mit der Rache des Himmels und des Erzbischofs drohend, am Boden lag.

Jetzt erst blickten die Männer, die den tückischen Anfall zurückgeschlagen hatten, um sich. Hinter ihnen begann das Geschrei des Jammers und Entsetzens zu verhallen und machte einem wilden Jubel Platz, denn die Reihe der Sieger öffnete sich und ließ allen den Wanderern die gefangenen Jäger und ihren gefesselten Führer sehen. Andreas Heimberger aber sprang auf einen der Felsblöcke, die an der Straße ragten, und rief seinen Schaaren zu:

„Der Erzbischof bricht sein fürstlich Wort nicht, der Fürstprobst hält es nicht minder. Diese hier sind Räuber, die Namen und Ehre ihres Herrn schänden;

die Fürsten werden uns Dank wissen, daß wir sie niedergeworfen haben!"

Indem der Steiger, so laut er vermochte, diese Worte durch die Züge seiner Genossen hintönen ließ, hoffte er jede Furcht zu verbannen. Denn nicht zwei Minuten waren verflossen, seit die Jubelrufe erklangen, so zeigte sich Bestürzung auf Hunderten von Gesichtern. Die wilden Drohungen, die der gefesselte Jägermeister ausstieß, das Vorgefühl einer zweiten, schlimmeren Gefahr, — Alles wirkte zusammen, die Furcht und den Kleinmuth sichtlich hervortreten zu lassen. Und so waren zwar die Worte des Steigers eine hochwillkommene, doch nicht minder nothwendige Beruhigung. Auf Geheiß der Aeltesten und Führer ließen sich nun die Tausende zu einer Rast nieder. Neugierig drängten Viele von denen, die am Schlusse des Zuges sich befunden hatten, jetzt herzu, die gefangenen Jäger anzustaunen. Aber scheuer noch als diese, maßen sie mit ihren Blicken den eignen Führer, der es gewagt hatte, Männern entgegenzutreten, an denen die Tressen und Wappen des gefürchteten Erzbischofs erglänzten. Ja, Mancher, der seine Waffe wacker gebraucht, hätte dieselbe im Augenblick lieber weit von sich geworfen. Nur eine Anzahl junger Männer zeigten frische Keckheit genug, das getödtete Wild aufzunehmen und zum eignen Mahle zu bereiten.

Andreas rief die Träger grüner Zeichen, die Führer der Gemeinden, abseits von der Straße im Busch zusammen. Sie kamen mit gefurchten Stirnen, mit sorgen=

schweren Mienen. Der Steiger sah mit wachsender Ungeduld, daß auch sie die Bestürzung vor dem Erzbischof, vor den Folgen des glücklichen Widerstandes erfaßt hatte. Die ersten Fragen, die erklangen, forschten bang, ob der Jägermeister und die Seinen wirklich den Ueberfall auf eignen Antrieb versucht haben möchten. Mit strengem Ernst sagte Andreas:

„Und wenn er von zehn Fürsten Auftrag gehabt hätte, was galt uns das vorhin? Wolltet Ihr Weib und Kind niederreiten, niederschießen lassen? Spürt Ihr Lust, heimgetrieben zu werden und vom neuen Bauern in Eurem Erbe Brod und ein Obdach zu betteln? Was schlagt Ihr nun die Augen zu Boden? Ich glaube fast, daß der Erzbischof diese Jäger tückisch wider uns ausgesendet hat. Offen wagt er nicht mehr zu handeln, offen fürchtet er sein Wort zu brechen, fürchtet vielleicht den Preußen. Laßt uns dies nützen, laßt uns rasch handeln! Zwei oder drei von uns müssen zu ihm, müssen vor ihn treten und seinen fürstlichen Schutz gegen die Frevler, die uns überfallen haben, heischen! Er kann es nicht wagen, er wagts nicht, sich offen zu dem Bubenstück zu bekennen! Aber zögern, zagen, verrathen, daß wir unsern Widerstand nicht völlig als recht anschauen, das dürfen wir nicht!"

Die Führer standen betroffen. Nur einer, Melchior vom Geisbühl, stimmte dem Heimberger zu, der eifrig, aber vergebens zur Sendung an den Erzbischof drängte. Es war eine Verzagtheit über die sonst so kühnen und glaubensstarken Männer gekommen, als wären sie gewiß,

daß jeden Augenblick der Salzburger mit Hunderten von Reitern aus der Schlucht hervorbrechen könne, als müsse ein Gang zu ihm der Todesgang sein. Endlich verlieh Jacob Ried, der Angesehenste nach Andreas, der Empfindung beinahe Aller den Ausdruck, indem er rief:

„Bist Du Deiner Sache so gewiß, so rüste Dich selbst zum Aufbruch. Gehe Du zum Erzbischof, rede Du für uns! Wir würden Alle verrathen, daß wir zagen, Dir hat der Herr die meisten Gaben und Kräfte unter uns verliehen, Du hast diesen Tag begonnen, so bring ihn auch zum guten Ende.“

„Und die Brüder, die hier lagern! Die in der Ramsau uns erwarten?“ fragte Andreas, seine Erregung niederkämpfend.

„Wir wollen Deiner Rückkehr hier warten,“ entgegnete Jacob Ried. „Wir senden Boten zur Ramsau hinab, — Du aber eil zum Erzbischof und schaff uns sicheres Geleit! Du hast mehr Zuversicht als wir, möge der Allmächtige mit Dir sein!“

„Er wird es sein,“ flammte Andreas auf. „Ich will den Gang, den Ihr scheut, allein thuen. Euch Allen ists Zeit, aus diesem Lande zu kommen. Ihr habt geschworen, den Tod um des Glaubens und der Lehre willen nicht zu scheuen, und zittert vor den finstern Blicken des Bischofs! Weil Ihr wollt, daß ich Euch schamroth mache, so befehl ich Gottes und Eurer Obhut die Brüder, — ich gehe zum Salzburger!“

Rasch legte der Steiger den Stutzen ins Moos, griff

nach dem ersten Bergstock, der zur Seite stand, und begann sich durch das dichte dornige Buschwerk auf den Pfad zum See emporzuarbeiten. Voll Theilnahme blickten ihm die Genossen nach, zögernd erhob sich mancher Fuß, ihm zu folgen, und haftete dann wieder am Boden. Ehe noch die Masse der Wanderer, die Gruppe der gefangenen Jäger eine Ahnung erhielt, daß Andreas den schweren Weg zum Erzbischof noch einmal gewagt habe, war derselbe bereits vom Dickicht der Waldschlucht, durch welche der Pfad sich fast unkenntlich hindurchwand, umfangen.

Hier aber, in dem grünen Dunkel, zwischen welchem nur spärliche goldne Lichter hindurchschimmerten, hier brach der starke, feste, trotzige Mann fast zusammen. Der verhaltene Groll seiner Seele suchte den Weg auf die Lippen und bitter rief er vor sich hin:

„Mich allein senden sie zum Erzbischof, mich, den Einzigen, den er anders haßt, als Alle! Mich, der heut vielleicht von ihm zu fürchten hat! Und so werden sie nie und nimmer auf eignen Füßen stehen lernen, werden zuletzt die heiße Hoffnung betrügen, die ich auf sie gesetzt habe. Der Herr im Himmel weiß, daß mein Herz für die Brüder schlägt, — aber ich hätte meine Sache nicht auf die ihre stellen sollen! Joseph mit seinem Sinn, der nur an sich und nie an die Andern denkt, wird meiner spotten dürfen. — Gott verzeih mirs, aber mir ist zu Muth, als hätt ich ihm folgen sollen, und wenn ich jetzt noch einmal zu wählen hätte, wenn mich die Versuchung aus den Augen des Fürstenkindes noch ein-

mal anblitzte, wie neulich im Schloß zu Salzburg, ich ginge wohl einen andern Weg, als diesen!“

Die Stimme des Steigers war dennoch schon leiser und minder bitter, als bei den ersten Worten. Und während ihn der Gedanke an seine Rache, und die Erinnerung an die fremdartig holdselige Erscheinung im Schlosse des Erzbischofs erfaßte, suchte er beide von sich zu scheuchen. Rascher, entschlossener, den Groll seines Herzens bekämpfend, schlug er sich durch das Geheg, klimmte auf und ab, seinen Brüdern zu dienen. In diesem Augenblick aber drangen zwei Klänge zu ihm heran. Erschrocken trat der Steiger zurück und lauschte auf. Er hatte deutlich und mitten durch andern Schall den Hülfeschrei einer Frauenstimme vernommen. Von oben herab, wo hochaufwärtssteigende Felspfade zu den Wäldern über dem See führten, mußte sie erklungen sein. Wie er jetzt horchend stand, in Spannung und Erregung bebend, trug der Wind den Schall rauschender Musik zu seinem Ohr. Er blieb taub dafür, so anhaltend derselbe ertönte. Aber jetzt, und mit einem gewaltigen Einstemmen des Alpstockes, sprang er empor, höher und höher, unbekümmert um den eignen Pfad. Denn eben klang, an den Felswänden widerhallend, bang, herzbewegend, zum zweiten, zum dritten Male der jammernde Hülferuf, dem der Steiger, in fliegender Eile die Felsen emporstürmend, folgte.

6.

Die rauschenden Töne, welche der Wind an das Ohr des Steigers trug, kamen vom vordern Ufer des Königssees und begleiteten den Prunk- und Festzug, der sich von Berchtesgaden bis zur Einschiffungsstelle bewegt hatte. Am Ufer lagen die geschmückten Boote; der Mittag, für den die Ausfahrt festgesetzt war, ging vorüber, aber der glänzende Zug, mit seinen Wagen, Rossen und zahllosen Dienern, umwogte noch immer unruhig das Fährhaus am See. Dumpfe Gerüchte, daß das Fest nicht stattfinden werde, liefen umher, und wer sich in die Nähe der Fenster wagte, hörte wohl die zürnende Stimme des Erzbischofs von Salzburg herausschallen.

Anton Firmian war aus seinem Wagen gestiegen und an der Seite des Fürstprobstes in das Fährhaus getreten, in der sichern Erwartung, Wilkefort O'Heary zu begrüßen. Er hörte im Flur, daß das Fräulein noch nicht gekommen, und nahm fast im gleichen Augenblick mit zorniger Verachtung den Conte Resina, mit nicht verhohlener Bestürzung Felicitas, das Ehrenfräulein, und den Pagen wahr. Auf seine hastige Frage ward ihm von Felicitas berichtet, wie sich die Wege derselben am Morgen von denen Wilkeforts getrennt hatten. Wenig fehlte und der erbitterte Kirchenfürst wäre in lauten Zorn ausgebrochen. Sobald er sich des Probstes erinnerte, bat er gefaßter, seine Nichte einige Zeit zu erwarten. Der Fürst von Berchtesgaden

lächelte fein, die Gewährung eines Gesuchs aus solchem Munde verstand sich von selbst. Aber nun vermochte der Erzbischof weder ruhige Fassung zu gewinnen, noch auch nur seine Erregung zu verbergen. Wieder und wieder stürmte er mit Fragen auf Fräulein Felicitas ein, und hielt erst inne, als dieselbe andeutete, es könne wohl gar Absicht Wilkeforts gewesen sein, sich von ihrer Begleitung zu trennen, um am Feste nicht theilnehmen zu müssen. Anton Firmian begann die Möglichkeit einer solchen Deutung zu fühlen, — und wenn er jetzt noch heftig auf den Pagen schalt, der sein Pferd unnütz reite, so war er doch schon entschlossen, dem leisen Drängen seines Wirthes nachzugeben und das Festschiff zu besteigen. Er ließ einen seiner Cavaliere zurück, um Wilkefort, falls sie im Fährhaus ankäme, zum Fest auf dem See zu geleiten; er sendete einen anderen nach dem Schlosse von Berchtesgaden, um ihr seinen entschiedensten Wunsch ausdrücken zu lassen, daß sie nicht vom Fest fern bleiben möge. Dann schritt er an der Seite des Probstes hinaus, wo die ganze Festversammlung, von den spöttelnden Chorherren des Stiftes Berchtesgaden bis zu den heimlich fluchenden Dienern, sein Erscheinen mit frohem Aufathmen begrüßte.

Die Flotte leichter Kähne, mit Blumen, Bändern und Flaggen geschmückt, stand zur Abfahrt bereit, und die Reihen der Geladenen bestiegen und erfüllten die einzelnen Boote. Mit hohem Verdeck über alle emporragend, prächtig geziert und reich bewimpelt, lud das Herrenschiff des Fürstprobstes die beiden Kirchenfürsten

und ihr Gefolge unter seine scharlachrothen Zeltdecken. Schmetternde Musik, wie sie den Zug vom Schlosse zu Berchtesgaden bis zum Ufer des Sees umrauscht hatte, begleitete jetzt auch die Abfahrt, zu welcher der Probst nach einem fragenden Blick an seinen hohen Gast das Zeichen gab. Dreißig Ruder auf dem Herrenschiff regten sich im gleichen Tacte, hundert andere trieben die kleineren Boote rasch vorwärts, an der Christlingerinsel und der Wand des Falkenstein vorüber.

Leuchtend, sonnighell breitete sich die Fluth des Sees vor der Festflotte aus. Jauchzen scholl in Hunderten von Stimmen zugleich zu den schneegekrönten stolzen Riesenwächtern der dunkelgrünen Wogen empor. Fröhlicher Hörnerschall weckte, an den Felsen widerhallend, eine tolle Lust bei den Gästen, und selbst auf dem Herrenschiff blieben nur die nächsten Umgebungen des Erzbischofs ernst und gemessen. Anton Firmian schritt unter dem Zelte voll Unruhe auf und ab. Sein Bangen um Wilkefort war durch eine Erinnerung an frühere Feste, denen sich ihr trotziger Sinn entzogen, kaum verscheucht, so weckte der Hörnerschall andere finstere Vorstellungen in ihm. Er dachte seines Jägermeisters, der in diesem Augenblicke die Wandrer erreicht haben mußte, er dachte des gehaßten Steigers, der vielleicht schon blutend im Staube der Straße lag und nie wieder vor Wilkeforts Augen kommen sollte. So trat, während vor seinen Augen bewegte wilde Bilder vorüberschwankten, während er seine Jäger dahinsprengen, die gelösten Bauernschaaren flüchten, die Führer von Schüssen da-

hingestreckt sah, doch wieder die bange Sorge um Wilkefort ein. Er zürnte ihr und mitten im Zürnen fühlte er stärker als je, daß sie das Einzige sei, was er neben seiner Macht und Würde liebe! Wenn ihrer Kühnheit ein Unglück begegnet wäre, wenn sie der Hülfe bedurfte, während ihn hier der Festjubel umtönte und rauschendes freudiges Leben Alle erfüllte und erfreute!

Der Erzbischof kämpfte gewaltsam seine Erregung, seine Sorge nieder. Eben wendeten sich die Schiffe und Kähne und ein neuer jauchzender Lärm verkündete, daß das Ziel der Fahrt erreicht sei. Jenseit Bartholmäi, der nördlichen Uferwand des Sees gegenüber, die hoch und steil, überragt vom schneeschimmernden Watzmann, aus den Fluthen steigt, ordnete sich die leichte Flotte in einem weiten Halbkreis um das Schiff der Fürsten. Mit Spannung und fröhlicher Neugier schauten die Hunderte der Gäste am Felsen empor. Auf dem Vorsprung desselben, hart über der steilen Wand, thürmten sich, hoch aufgeschichtet seit vielen Wochen, die Massen des geschlagenen Holzes. Riesige Stämme, künstlich verschränkt, stützten dieselben und zwischen ihnen mochte das schärfste Auge die Gestalten der Waldarbeiter wahrnehmen, welche, blanke Aexte in der Hand, eines Zeichens harrten. Auf den einzelnen Schichten der dunkeln Scheitermassen flatterten bunte Wimpel und lenkten die Aufmerksamkeit auf jene, die dem Absturz zunächst und mit beinahe brechenden Stützen festgestaut waren.

Niemand achtete in diesem Augenblicke auf die weite zurückliegende Fläche des Sees. Niemand nahm den

kleinen Kahn mit vier Gestalten wahr, der pfeilschnell über das Wasser hinglitt und die Festschiffe zu erreichen strebte, die von wildem Jubel und dem Schmettern der Musik umtönt waren. Selbst der Erzbischof, welcher während der ganzen Fahrt zurückgeblickt hatte, sah jetzt zu dem Felsen empor, von dem der Holzsturz herabrauschen sollte.

Ein Moment der Stille trat ein, zwei Trompetenstöße gaben das längstersehnte Zeichen. Droben hörte man die Aexte erklingen, die Stützen der ungeheuren Last brechen und krachen, die schwarzen Massen begannen vorwärts zu gleiten und stürzten mit donnerndem Laut und langnachtönendem Rauschen zum See herab. Einer Riesenschlange vergleichbar, die am Berggestein die Glieder zerschellt, und die Fluthen in tiefen Furchen theilend, Millionen Tropfen ringsum verspritzend, in den See hinabstürzt, glitt der Holzsturz hernieder. Tosend schlugen die gefällten Stämme noch im Wasser zusammen, krachend wider die Kanten der Felswand, unaufhaltsam rauschte und dröhnte die Holzmasse, wildes Jauchzen der Schiffer, des Landvolks, das auf Bartholmä dem Schauspiel zuschaute, fröhliches Lachen der fürstlichen Gäste klang zwischendrein. Da — mit einemmale ward ein entsetzlicher Aufschrei, ein schriller Wehruf am Bord des Herrenschiffs gehört! Hoch emporgerichtet, mit der Rechten aufwärts weisend, stieren Blickes, stand der Erzbischof von Salzburg, und im Augenblick, wo Aller Augen seinem Deuten folgten, sahen sie auf der Scheitermasse, die von droben dem

Absturz zuglitt, eine Frauengestalt unbeweglich sitzen. Der Wehruf verhundertfachte sich, denn am flatternden Schleier, am leuchtenden Gewand glaubten Alle Wilkefort O'Heary zu erkennen. Und ehe noch der Aufschrei verhallt, tosten die Stämme mit der Gestalt zum Rande der Felswand heran, hinab — über dem Wasser flog der Schleier, und ein neuer Strom von Stämmen und Scheitern stürzte in die Wogen nach.

Es war ein entsetzlicher, lähmender, sinnbetäubender Augenblick, der folgte. Während von der Felshöhe der Holzsturz unaufhaltsam weiter schoß, löste sich das Fest in wilder Verwirrung auf. Einzelne Kähne versuchten, dem Ort des Unheils nahe zu kommen, andere drängten dem Herrenschiff zu, an dessen Bord der Erzbischof, Alles ringsum vergessend, im höchsten Schmerz aufbrüllend, nach seiner Tochter rief. — Mit lauter Wehklage umdrängten ihn seine Diener und die Chorherren, und nur einzelne abgebrochene Ausrufe, die sich den Vorgang zu deuten suchten, wurden vernommen. Der Probst stand über den Rand seines Schiffes gebeugt und suchte Zeichen zu geben, daß man droben den Holzsturz hemmen möge. Zugleich hob er die goldschimmernde Börse, sie dem ersten Schiffer verheißend, der mit seinem Kahne zwischen die treibenden Stämme vordringen würde.

Während aber rings nur Worte des Jammers, nur Laute des Entsetzens über die Lippen kamen, scholl, zuerst einem teuflischen Hohn gleichend, plötzlich von zwei Seiten des Halbzirkels der Kähne lautes, wildes, anhaltendes Jubelgeschrei, ja nach dem Felsen hin ein

tolles Gelächter. Und während die Einen sich mühten, zu vernehmen, was die gewaltig lachenden Schiffer, deren Boot in der Nähe der Felsen trieb, über das Wasser hinriefen, wandten sich die Anderen zurück und grüßten zugleich betroffen und mit wild aufflammender Freude den Kahn, der dem fürstlichen Schiffe zuflog. Um den Erzbischof, welcher in wilder Selbstvergessenheit dunkle Worte von Mord und Sühne hervorgestoßen hatte, standen sein Kanzler, Conte Resina und die Berchtesgadener Chorherren geschaart. Aber auch sie brachen mit einemmale in Freudenrufe aus — denn kein Zweifel — in dem Kahne, den zwei Ruder herantrieben, stand — Wilkefort O'Heary, auf den Arm des Cavaliers gestützt, den der Erzbischof vorhin am Ufer zurückgelassen. Und so wenig alle die, welche nur sie wahrnahmen, den Zusammenhang so wunderbaren Erscheinens zu fassen vermochten, so fühlten sie sich doch von der Last des eben erlebten Entsetzlichen befreit.

Der Fürstprobst und der Kanzler Anton Firmians blickten von den Schiffern beim Felsen hinweg, aus deren wildem Gelächter endlich die Worte: „Eine Puppe mit den Schleiern des Fräuleins, ein Gewand hat der See verschlungen!“ verständlich wurden. Und da sie im gleichen Augenblicke des Kahns ansichtig wurden, in dem die heitre Schöne todtenbleich, mit herabgerissenen Obergewanden, ohne Schutz des Hauptes stand, so glaubten sie einen Zusammenhang zu ahnen. Aber im gleichen Moment hatte auch der Erzbischof, aus seiner Betäubung erwachend, die Nahende gesehen

und den Lenker ihres Bootes, den Steiger Andreas, erkannt. Und noch erschüttert von dem Entsetzlichen, das er geschaut und empfunden, emporgeschreckt von seinem Gewissen, blickte er auf Wilkefort wie auf eine Täuschung des Irrsinns hin, schlug beide Hände an das fahle Gesicht und streckte sie vor sich, die Erscheinung abzuwehren. „Mord um Mord!“ stöhnte er gepreßt, und nicht eher erwachte er aus dem Entsetzen, als bis der Kahn ans Herrenschiff stieß, Wilkefort über Bord gehoben und selbst halb ohnmächtig vor den betäubten Fürsten geführt ward. Da sprang er auf, ein Strahl wilder Freude blitzte über sein Gesicht, mit dem jubelnden Rufe: „Mein Kind, mein Kind!“ riß er Wilkefort an sich, — und hielt sie wohl einige Minuten lang in stummer Umschlingung.

Und jetzt blickte er um sich, ein Hohnlächeln auf den Lippen einiger der Gäste brachte ihn zu sich selbst. Er trat von Wilkefort zurück, ließ seine blitzenden Augen über den Kreis um sich hingleiten, winkte Felicitas heran und war mit einem Schlage, in einem Augenblicke wieder der Kirchenfürst, der gestrenge Gebieter. Er wandte sich zu Andreas, dem Steiger, der ehrerbietig, aber in fester, ernster Haltung mitten im Kreis der Hofherren und hohen Geistlichen stand. Und mit einer Schärfe der Stimme, wovor die Anderen erschraken, sagte er:

„Wie kommst Du hierher, zu mir, landflüchtiger Bube? Was weißt Du von dem Frevel, der an dieser Dame verübt, mit dem hier das Fest gestört ward?

Greift den Nichtswürdigen!“ herrschte er dabei die nächst-stehenden Diener an, und der ganze Zorn, den er bei der Gewißheit empfand, daß der Verhaßte lebend vor ihm stehe, spiegelte sich in seiner Miene. Ehe aber die Diener Zeit fanden, dem Befehl zu gehorchen, ehe der Steiger nur eine Bewegung der Abwehr machen konnte, sprang Wilkefort mit wildglühenden Augen zwischen ihn und die Diener, und rief, zum Erzbischof gewendet:

„Hochgnädigster Herr, Sie irren an diesem Mann, der, edler als hundert Edelleute, mich heut gerettet. In der Waldschlucht verirrt, in die mich mein Pferd getragen, ward ich von einem Wüthenden überfallen, der, meinen schwachen Widerstand verspottend, mich aus dem Sattel riß und zur Höhe eines Berges emportrug. In seinen wildrollenden Augen, seinen Zügen las ich meinen Tod; wilde Reden, die er hervorstieß, drohten mir zerschmetternden Sturz von der Höhe dieser Felsen. In höchster, in letzter Noth drang mein Verzweiflungsruf ans Ohr, ans Herz dieses Mannes! Er flog herbei, er kämpfte mich dem Wüthenden, der sein eigner Bruder war, mit Gefahr des Lebens ab, — er konnte nicht hindern, daß mir derselbe meine Gewänder entriß, aber er rettete mich selbst. Er geleitete mich hierher, — er verdient reichsten Lohn, hochgnädigster Herr, — aber nimmer Ihren Zorn!“

Wilkeforts Rede, bei den ersten Worten so flammend, so überlaut, sank bei den letzten merklich herab, und als sie sprach: „Er geleitete mich hierher!“ warf sie einen halb wehmüthigen, halb zornigen Blick auf den

Steiger. Dieser verrieth, daß er sprechen wollte, sah sich aber wieder vom Erzbischof verhindert, welcher mit plötzlicher eisiger Kälte sagte:

„Fräulein O'Heary, es sei meine Sache, das Verdienst dieses Mannes um Ihre Rettung zu erwägen. Sie aber werden wohl thun, Ihrem Verlobten, dem Conte Resina, Ihren Arm zu reichen und sich zum Zelte dort führen zu lassen, um einige Erholung zu suchen."

Bleicher noch als zuvor vernahm Wilkefort diese Worte. Sie maß den Grafen, der über die plötzliche Erfüllung seiner Wünsche eher bestürzt, als froherregt schien, mit verächtlichem Blick. Ihr Arm legte sich in den seinen, und zu Felicitas, die dicht nebenan stand, sagte sie bitter:

„Einen Vater habe ich heut verloren, einen Bräutigam gewonnen! Ich bin sicher, daß Conte Resina mich nach meiner grünen Heimathinsel, nach der Heimath meiner Mutter führen wird. Denn auf diesem Boden, Felicitas, und an diesem Hofe könnte ich nie, nie wieder frei athmen!"

Währenddeß stand Andreas in ruhig zuwartender Haltung. Sein Gesicht war ernster als je, die Kämpfe der letzten Stunden hatten sichtliche Spuren hinterlassen. Aber der Zornblitz, der zum zweiten Male aus des Erzbischofs Augen auf ihn fiel, glitt an seiner unbeweglichen Ruhe ab. Und als ihm der Kirchenfürst durch einen Wink zu sprechen bedeutete, als Alles auflauschte, sagte er gemessen:

„Hochgnädigster Fürst und Herr! Ich rühme mich

keines Verdienstes um die Rettung jener Dame, ich habe meine Pflicht erfüllt, als ich sie den Händen meines Bruders, den harte Ungerechtigkeit zu rasendem Groll getrieben, entriß! Ich preise den Herrn dafür, daß ichs vermocht auf einem Pfade, der für mich kein guter war. Hochgnädigster Fürst — nicht um mir hier Lohn oder Dank zu fordern, kam ich, im Namen meiner Brüder stehe ich zum letzten Male vor Euch. Euer Fest ist nicht schlimmer durch einen tollen Scherz zerstört worden, als unsre friedliche Wanderung durch wilden Frevel. Euer fürstliches Wort und freies Geleit ist gebrochen, wir sind auf unserer Straße von Euren Jägern überfallen, wir haben um Leib und Leben widerstehen, haben die Frevler, die Euren Namen schänden, niederwerfen müssen! Ich stehe vor Euch, hochgnädigster Herr, ich fordre, daß Ihr die straft, welche Euer Wort vergessen haben; ich fordre, daß Eure und des hochwürdigsten Probstes Macht unsre Straße freihält von tückischen Ueberfällen, wie der, welchen wir vor wenigen Stunden bestanden haben."

Das Gesicht des Erzbischofs glühte im verhaltenen Zorn dunkelroth. Er hätte den Verhaßten mit offener Gewaltthat greifen, zur Stelle in die Fluth stürzen lassen mögen und mußte dennoch suchen sich zu fassen. Aus der Gruppe der Umstehenden drängte sich der Hauptmann von Quitzow neben den Steiger und rief dem Kirchenfürsten zu:

„Nur Ihre feste Zusage, Ihr fürstliches Wort, daß den Wandrern nichts drohe, hat mich meine Pflicht

verabsäumen, an Ihrem Feste theilnehmen lassen. Ich fühle die Schwere des Vorwurfs, der darin für mich liegt, ich hoffe, hochgnädigster Fürst, Sie werden mir ernsten Tadel meines Königs und sich selbst einen Streit mit der Krone Preußen ersparen."

Der Erzbischof bemerkte, während der Hauptmann sprach, die erschrockene Miene seines Verbündeten, des Fürstprobstes. Er raffte sich aus fruchtlosem Groll zum einzig möglichen Entschluß auf und entgegnete mit stolzer Würde:

„Dem Augenblick allein will ich zuschreiben und vergessen, welch unangemessene Sprache Sie, mein Herr Commissar, und dieser Mann hier zu führen wagen. Das Mißverständniß, das eine auf anderen Weg bestimmte Jagd den Emigranten entgegengeführt hat, wird sich lösen; liegt strafbare Vermessenheit meines Jägermeisters zu Grunde, so werde ich, sein Fürst und Herr, ihn zu strafen wissen. Den Männern, die im offenen Aufruhr gewagt, meine Diener niederzuwerfen, verzeih ich, weil der Himmel es gefügt hat, daß ihr Wahnsinn zur Rettung meiner Nichte führte. Ich danke diesem Manne dafür; will er Gold oder sonst einen dauernden Lohn, so mag er sprechen. Mein Kanzler soll Sie begleiten, um sowohl meine Jäger zu befreien, als den Auswanderern volle Sicherheit bis zur Grenze Bayerns zu verbürgen. Sollte aber dieser Mann oder sonst einer seiner Genossen je wieder mein Land zu betreten wagen, so würde ich nicht vergessen, daß mir durch die offene Gewaltthat von heut sein Haupt verfallen ist!"

Anton Firmian trat zurück, sein Kanzler zu dem Steiger und dem preußischen Commissar. Im Hintergrund des Schiffes hielten Conte Resina und Felicitas nur mühsam Wilkefort ab, der Stelle zuzueilen, an welcher die drei denselben Kahn bestiegen, der das Fräulein hergeführt. Sie konnten dennoch nicht hindern, daß sie wiederum aus dem Zelte hervorschritt und dem Boote, das sich eben in Bewegung zu setzen begann, mit langem bangem Blick nachschaute. Der Steiger stand an derselben Stelle, an der er vorhin das schwanke Fahrzeug kräftig gesteuert hatte. Im Sonnenlichte erschien der ruhige edle Ernst seiner Züge verklärt, sein Auge flog nach dem Herrenschiff zurück, — grüßte den überwundenen Fürsten, grüßte das gerettete Mädchen. Der Erzbischof wendete sich erbittert hinweg, Wilkefort ward von ihrem Ehrenfräulein fast mit Gewalt vom Rande des Schiffes entfernt. Zürnend rief Felicitas: „Wilkefort — liebste Wilkefort — Sie vergessen sich! Müssen die Herrschaften, muß Conte Resina nicht glauben, Sie sähen jenem Mann mit Sehnsucht nach?"

„Mögen sie es glauben," rief Wilkefort. „Mögen sie es hören — auch Sie, Felicitas, daß ich diesem Manne durch die Welt folgen würde, wenn er mich nicht verschmähte! Als er mich aus den Fäusten des Wüthenden gerettet, als er, vom Erzbischof halb zum Tode gehetzt, das Kind des Erzbischofs dem Tode entriß, da fühlt ich Dankbarkeit für Euch Alle! Da glaubt ich einen kurzen Moment die Heimath, die ich nirgend habe, bei ihm zu gewinnen. Ich hätt Euch nie wieder-

gesehen, ich beschwor ihn, mit mir zu fliehen. Er aber hat kein Herz für sich, nur für seine Brüder. Er mahnte mich nur an einen Vater, den ich verloren habe, im Augenblick, wo ich wieder vor ihn trat! Geht mir Alle — Alle — ich wäre glücklich, wenn ich todt für Euch geblieben wäre!"

Der Erzbischof und Conte Resina traten wieder hinzu, als sich Felicitas mit Abscheu hinwegwendete. Sie sprachen eifrig zu Wilkefort, die kurze, schroffe, einsilbige Antworten gab. Ihre Augen sahen fort und fort, und trotz der Zornblicke des Fürsten, über den See hin, bis das Boot, das den Steiger von Berchtesgaden trug, auf der schimmernden, silbergrün erglänzenden Fluth verschwand. — —

Es war am Abend desselben Tages. Die Berge strahlten in Gold und rothem Glanze, ein Westhauch ging über das Grün der Almen dahin, und trieb farbige Wölkchen zum Rande der Felsen. Da schritt auf einem der unwegsamsten Pfade der Höhen Joseph der Schiffer dahin. Sein Antlitz, wild und trotzig wie stets, leuchtete, und sein grimmiges Lachen scholl zwischen den hohen Wänden und Schluchten.

„Nicht zum Tod getroffen hab ich ihn!" rief er jauchzend, „aber meines Scherzes wird er Zeitlebens gedenken. Jetzt gilts, sich bergen, bis ich den Probst um Pardon bitten kann, — Andreas, der fromme Narr, ahnt nicht, daß ich in ihm einen Schützer habe, wenn ich sein getreuer Helfer bei der schönen Rosei bleibe. Zum letzten End ists gut, daß mir der Bibelleser das

Mädchen entriß, — denn hätt ich sie wirklich hinabgestürzt, so möcht ich das Weite suchen müssen. Für den Pfaffenfürsten langten Schleier und Gewand eben aus, ich hab doch meine Rache an ihm! Andreas wird die seine nimmer finden, St. Christoforus weiß, ob er seine Haut davonträgt!"

Joseph langte unter diesen Worten auf einer weit vorspringenden Platte der Felsen an. Zwei Straßen konnte von hier oben herab sein scharfes Auge erkennen. Dicht zu seinen Füßen rollten die Wagen und trabten die Rosse der Gäste des großen Festes vorüber. Weit getrennt von allen, fast zuletzt, kam der Prunkwagen des Erzbischofs. In ihm saßen der Fürst, Conte Resina, Wilkefort. Alle drei sichtlich von einander abgewendet, das schöne Mädchen mit thränenvollen Augen, der Erzbischof in der Erregung des Zornes und der Erbitterung. Joseph von seiner Höhe nahm die Blicke, welche der stolze Kirchenfürst zur rechten Seite warf, und die nicht über die Berge zu dringen vermochten, wohl wahr. Er verstand sie im Augenblick, wo er zur andern Straße hinüberschaute. Dort schritten in festgeordneten Zügen, umleuchtet von der Abendsonne, die Tausende der lutherischen Auswanderer, an ihrer Spitze Andreas, der Steiger, zum Thale der Ramsau hinab. Joseph meinte selbst in solcher Ferne das siegreich lächelnde Antlitz des Bruders zu sehen. Und noch einmal dicht zu seinen Füßen hinabblickend und wahrnehmend, daß außer den zornig blitzenden Augen des Fürsten auch die weinenden des Mädchens sich nach

jener Straße hinwandten, murmelte er betroffen und erstaunt:

„Ich glaube, dem frommen Bruder ist seine Rache besser als mir, besser als er selbst gewollt hat, geglückt! Er hat unsern Peiniger tiefer getroffen, denn ich, — gut, daß ichs nimmer von ihm selbst hören werde!"

Verstummend sah er wieder nach den Wanderern. Eben verschwanden die letzten Reihen derselben im dichten Grün des sonnenüberglänzten Waldes. Aber weithin durch die Lüfte dringend, in den Felsen mächtig widerhallend, hörte Joseph ihren Gesang „Eine feste Burg ist unser Gott!" ertönen.



Druck von J. J. Weber in Leipzig.



